B. II. 11.

10597

d'

55

Johann Georg Schlossers

Kleine Schriften.

Vierter Theil.

Basel,

bey Carl August Serini, 1785.

Coburger
Landes-
Bücherei

Die Wudbianer,

Eine nicht gekrönte Preiß-Schrift
über
die Frage,

Wie ist der Kindermord zu verhindern,
ohne die Unzucht zu befördern?

LINQUE SEVERA!

Vorrede.

Die Frage, welche zu dieser Schrift Anlaß gegeben hat, ist bekanntlich vor etlichen Jahren in Mannheim aufgeworfen worden. Ich hatte nicht vor sie zu beantworten, aber zufällig kam mir um eben diese Zeit herum,

ein Manuscript in die Hand, welches die geheime Chronik des Königreichs Wudby enthält! In dem Capitel von Verbesserungen und Aufklärung im Königreich Wudby, fande ich, daß man schon lange daselbst, über die jezt wieder aufgewärmte Frage gedacht und geschrieben hat; und nun konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, auch einmal ein kleines Plagiat zu begehen, und zu versuchen, wie es mir gelänge.

Der Erfolg hat gezeigt, daß es mir freilich keinen Vortheil brachte; und also gestehe ich nun lieber freywillig, daß ich diese kleine Ausarbeitung gröstentheils der Wudbianischen Chronik zu danken habe. Es enthält übrigens dieses merkwürdige Manuscript noch manche wichtige Anecdoten der Wudbianischen Aufklärung, und vorgehabten Verbesserungen in Justiz- Kirchen- Schul- Finanz- und Polizeysachen. Eine ganze Menge von sehr schönen Verordnungen, gegen den Aufwand, das Spiel, das Caffeetrinken,

die Duelle; vom Unterricht der Jugend, von Erziehungsanstalten, vom Ackerbau, Handel, Gewerb, von der Geistlichkeit, von Ausrottung des Aberglaubens u. s. w., welche alle von Zeit zu Zeit in Wudby promulgirt worden sind, und dieser Nation zu ihrer Zeit kein geringes Ansehn bey sich selbst gegeben hat.

Der Verfasser dieser Chronik wundert sich, daß bey so vortreflichen Anstalten und Gesetzen dieses Volk zu seiner Zeit schon eben so unbekant war, als die Atlantis. Ich vermuthe, schließt er seine Bemerkungen, aus vielen Gründen, die der geneigte Leser in dieser Chronica finden wird, daß die Wudbianer mehr Leute die schön reden und schön schreiben konnten, gehabt haben müssen, als solche, die auch etwas kluges thaten; und daher kams, daß man in Wudby immer mehr seyn wollte, als nöthig

war, und nie war, was man seyn sollte.

Vielleicht finde ich Zeit, eins oder das andere aus diesen Capiteln, von den Wudbianischen Verbesserungen bekannt zu machen; inzwischen wird diese Probe einigen Vorschmak geben.

Ich habe mir noch nie einfallen lassen über Preißfragen zu schreiben, und hätte auch diese: über die **Verhütung des Kindermords**, wohl unbeantwortet gelassen, wenn ich nicht, da mir die Anzeige davon erst kurz zu Gesichte gekommen ist, gefunden hätte, daß sich Männer, (*) die ich so sehr respectiere, und mit welchen sich über manches so gut reden läßt, zu Richtern darüber dargestellt hätten.

Ich bediene mich also der Erlaubniß mit diesen Richtern etwas über die Preißfragen in moralischen, politischen, und legislatorischen Sachen, überhaupt, und über die jezt vorliegende besonders zu sprechen.

Ich mache wenig Anspruch an den ausgesetzten Preiß, denn ich werde mehr zeigen, daß

(*) Von Dahlberg zu Erfurt, und Michaelis zu Göttingen.

der vorgelegten Frage nicht genug gethan werden kan, als wie ihr genug zu thun ist.

Zuerst also bitte ich Sie meine Herren, zu bedenken wie es möglich sey, einen, aus der Reihe der moralischen und politischen Gegenstände gerissenen Satz, einzeln abzuhandeln, und Vorschläge von Anstalten und Gesetzen zum Vortheil dieses Satzes zu thun, wenn man weder die Nation, noch die Sitten, noch die Regierungsverhältnisse, noch die Religion, noch überhaupt etwas von dem Volk bestimmt hat, für welches das Gesetz gegeben werden soll.

Ein grosser Mann hat sich vor einiger Zeit einfallen lassen, einen grossen Preiß auf den Plan eines neuen peinlichen Rechtsbuches zu setzen. Ich weiß nicht, ob jemand gearbeitet hat, den Preiß zu erhalten; aber das weiß ich, daß, wer den Preiß ausgesezt und wer darum gerungen hat, noch viel thun, sehn und denken muß, ehe er ein Gesetzgeber werden kan. (*)

Die peinliche Gesetze sollen überhaupt ein-

(*) Damahl als dieses geschrieben wurde, war es noch nicht bekannt.

mahl alles vest setzen was der Bürger nicht thun darf, ohne sich einer Bestrafung an Leib, Leben und Ehre, oder dem Verlust des Bürgerrechts auszusetzen. Es unterscheidet sich dieser Ast des Rechts vom Polizeyrecht, blos in der Proportion der Strafe; und man hat demselben eine eigene Stelle in der Reihe der Gesetze angewiesen, weil die Polizey sich in solche Kleinigkeiten einläßt, deren Bestimmung der Willkuhr der Oberkeiten überlassen werden muß; dahingegen das peinliche Recht dem Unterthan auf so wichtigen Seiten weh thut, daß der Staat ihm durch Gesetze die Fälle garantieren mußte, in welchen ihm so wehe gethan werden darf und soll.

Schon diese nur skizzierte Idee des peinlichen Rechts beweißt, daß es unmöglich ist, einen Plan zu einem peinlichen Gesetzbuch zu entwerfen, ohne das Volk genau zu kennen, dem es gegeben werden soll. Eine Republik hat andere Verbrechen als eine Aristocratie, diese andere als eine Monarchie. Was hier nicht geachtet werden darf, kan dort tödtlich seyn, und wieder ungewandt; die Religion, die an einem Ort eingeführt ist, hat ihren Einfluß in Bestimmung der Wichtigkeit der Verbrechen; die Sitten, die Lebensart, die Gewerbe, die

Denkungsart, die Vorurtheile, alles hat Einfluß; die Lage des Landes hat Einfluß, die Verhältnisse mit den Benachbarten, die Erziehungsart, alles, jede Kleinigkeit ist hier schon, auch nur im gröbsten Theil des peinlichen Rechts, wichtig; die bißher üblichen Gesetze, sind unendlich wichtig; die Folgen, welche die Handlungen, auch in der Natur schon haben, sind in einem Bezirk von 10 Meilen oft ganz verschieden.

Kommt man nun erst gar an den feinern Theil des Gesetzbuches; die Anstalten zu Verhütung der Verbrechen, so ist die Abweichung noch ungleich grösser: Was auf dem Berg möglich ist, ists oft nicht im Thal drunter. Was hat der Staat für Kräfte, für Resourcen, für Mittel? wie werden die Kinder gezogen, wie werden sie gebraucht, wenn sie grösser sind? wie denkt der Landesfürst, wie denken seine Räthe, wie denkt der Unterthan! — Wer kan das alles beschreiben?

Ich berufe mich auf den von meinen Richtern, der seine tiefen Einsichten des Geistes, und seine grossen Kenntnisse nicht in das Kabinet eingeschlossen, sondern sie in das thätige Leben gebracht hat; und auf den, der zwar in seinem Kabinet nur sehr wenig vom wirkenden Leben erfahren haben kan, dabey aber

doch Hand an Erfindung des Geistes der Gesetze gelegt hat, die Gott selbst einer ganz besondern Nation geben wollen. Auf die berufe ich mich, zu urtheilen, ob sie es für möglich halten, ein Gesetzbuch, es sey über was es wolle zu entwerfen, wenn nicht vorher die aller individuellsten Umstände bestimmt worden sind!

Wohl weiß ich, daß aus allerley allgemeinen Grundsätzen, allgemeine Gesetze abgezogen werden können; aber, wird nicht alsdann die Anwendung dieser allgemeinen Vorschläge, ihre Modification, ihre Zusätze, ihre Aenderung schwerer zu finden seyn, als das Gesetzbuch selbst gewesen ist? Plato hatte gut eine Republik zu schreiben, er machte, wie ein anderer Grieche sagt, die Menschen wie der Bildhauer: und ein Gesetzbuch für so gemachte Menschen, ist nicht des Preises werth!

Was ich hier im allgemeinen sagte, gilt auch bey der vorgelegten besondern Frage. Der Kindermord findet meist nur bey unehlichen Kindern statt. Da, wo man ein Gesetz dagegen machen, oder durch Anstalten dagegen arbeiten will, muß man also erst untersuchen, wie man da die Hurerey ansieht, was für Sitten da sind, was für Folgen die Hurerey hat;

was für Reize der Instinkt zum Beyschlaf hat, wie die Ehen in einem solchen Land angesehen werden, wie das Gefühl der Ehre wirkt, was für eine Dosis von Eitelkeit im Volk ist, was für Resourcen im Staat sind durch Anstallten zu helfen, wie der Regent und seine Räthe die Anstalten behandlen, wie die Religion beschaffen ist, wie die Leute leben, was für Industrie da ist oder da seyn kan u. s. w. — Ohne das alles genau zu wissen, kan man keine vernünftige Antwort geben: Und vernünftig ist nicht einmal genug; die Vorschläge, die man verlangt, sollen natürlich, auch auszuführen seyn; Wo auszuführen? — Was wissen wir, was für Mittel in dem Staat, wovon die Rede ist, dazu da sind! Sie — meine Richter wissen es zum Theil wohl eben so wenig als ich; kennen das Personale eben so wenig als ich; und doch wissen sie so gut als einer, daß auf die Ausführer alles, auf die Planmacher am wenigsten ankommt.

Ich respectiere meine Richter zu sehr, und selbst den, der die Preißfrage aufgeworfen hat, respectiere ich um seines guten Willens halber zu sehr, als daß ich Sie mit Gewäsch bemühen möchte. Sie werden mir also erlauben, erst eine kleine Skizze von dem Charakter des Volks

zu entwerfen, auf das die Vorschläge angewenwendet werden sollen, die man erwartet.

Ich denke mir einen Strich Landes in Deutschland, dessen Einwohner einen ganz gemeinen indifferenten Charakter haben. Ich gebe dem Land, um künftig kürzer seyn zu können, den Namen **Wudby**.

Die **Wudbianer** stehen unter einem unabhängigen Herrn, der groß genug ist, um 20000 Mann Soldaten zu halten, die durch sein Land vertheilt sind. Diese **Wudbianer** haben verschiedene Religionen: Einige sind der Evangelischen zugethan, andere der Katholischen; die leztere ist im Besiz der wichtigsten Chargen im Staat. Der Hof, die Gerichtshöfe, und Regierung, das Militair, eine Universität residiren in der Hauptstadt. Diese machen eine Art von Handelschaft möglich; das übrige Land ernährt sich vom Ackerbau, vom Weinbau und dergleichen. Die Einwohner der Hauptstadt sind sehr eitel. Sie wollen Ansprüche auf Wissenschaft, Kenntnisse, Ruhm, Reichthum, Geschmack machen; Sie affectiren eine Art von Hofsitte, von Freyheit des Umgangs, und der Lebensart. Sie brauchen jährlich viel, und haben wenig; Sie wollen gerne alle öffentliche Chargen und Titel haben, gern alle reich seyn;

das Militare hat wenig Krieg zu besorgen, muß aber doch immer unter den Waffen seyn; die Universität hat wenig vorzügliches; Handel und Gewerb sind ziemlich mittelmässig Industrie ist wenig da. Der Landmann hat einen nicht sehr mühsamen Feldbau; es wächst viel Wein im Ort; die Beamten werden wohl bezalt, und leben von den Sporteln; die meisten Unterthanen sind Evangelisch; diese haben in Religionssachen zwar ein eigenes Conseil, das ist aber sehr abhängig und wenig wirksam. Die Administration der öffentlichen Fonds ist gut. Die Fonds sind auch ziemlich ergiebig; die Armen- und Erziehungsanstalten sind aber soweit sie aus diesem Fond bestritten werden, den Evangelischen verdächtig; und die Fonds, die diese haben, werden, weil sie unter einem viel köpfigen Conseil stehen, auch viel köpfig behandelt. Die Erziehungsanstalten der Evangelischen, und die Kirchenanstalten derselben werden, eben weil sie wieder von dem vielköpfigen Conseil behandelt werden, wieder sehr nach dem allgemeinen Schlag behandelt; man lehrt da sehr viel, aber nicht das Beste, und nicht auf die beste Art; folglich lernt man wenig.

Der Character der Nation ist weich, biegsam, leichtsinnig, wollüstig, ziemlich pralerisch, und sehr eingeschränkten Kopfs.

Die s. g. gute Gesellschaft will Geschmack, Lecture, Witz haben, und damit glänzen; vester Charakter ist nirgend, und Nerve zur Mannheit wenig.

Die Wudbianerinen sind leichtsinnig, verliebt, voll Prätension, spöttisch, schwatzhaft. — Sie arbeiten nicht gerne, lassen sich wol seyn, schweifen gerne umher, und versagen nicht gerne etwas. Sie sind dabey was man Etourdie nennt, in einem ziemlich hohen Grad.

Der Wudbianische Adel ist ziemlich stolz. Er verachtet die minderen Hofbedienten herzlich; diese verachten die Geschäftsmänner eben so sehr; die Geschäftsmänner und Titularen haben nicht mehr Achtung vor den Bürgern, und der Bürger ist gegen den Bauern eben so stolz. Jeder mißfällt sich um dieser Verachtung willen sehr auf seiner Stuffe, und nur wenige schränken sich ein auf die Ihrige. Der König von Wudby ist ein Herr von vielen guten Eigenschaften, und einem sehr weichen Charakter. Er hat das Unglück gehabt, das die meisten grossen Herren haben, daß er nur in einem eingeschränkten Hofzirkel von Hofmenschen gelebt hat, über die er nicht hinaus sehen konnte. Durch diesen eingeschränkten Umgang hat er die gröste Fürstenweisheit, die Menschenkänntniß

nicht erhalten. Man hat ihm frühe weiß gemacht, daß seine Ehre erfordre, nur Männer von hoher Geburt an die Spitze seiner Geschäfte zu setzen. Einige dieser Männer hatten Kopf, Einsicht, guten Willen und Eifer; andere hatten diese Eigenschaften nicht. Daraus entstanden Partien; und da der Königselbst von seinen Leuten und seinen Geschäften zu wenig wußte, so wurde er Anfangs so zweifelhaft, daß er sich gar nicht zu entscheiden wagte; nachher so mißtrauisch, daß ers nicht konnte. Ausser dem wurde ihm der unglückliche Gedanke beygebracht, daß sein Land nicht glücklich seyn könnte, wenn es nicht einerley Religion hätte. Dieser unglückliche Gedanke machte den Einfluß des Catechismus auf den Staat gefährlicher als er schon war; er half die Wahl der Bedienten bestimmen, und bald wurde wahre oder anscheinende Anhänglichkeit an das Glaubensbekänntniß des Hofs, Haupterforderniß, wo Verstand, guter Wille, Patriotismus, Eifer, Treue, Weisheit, Wissenschaft und Religion des ehrlichen Mannes, allein Haupteigenschaft seyn sollte. Dieses eine Versehen, das in sich ein so ehrwürdiger Irrtum war, hat für das Land üble Folgen gehabt, hat den Geist der Nacheiferung, den Geist der Freyheit erstickt, und das

Ziel,

Ziel, nach dem die Jugend laufen sollte, verrückt. Es hat noch mehr Uebel gestiftet. Jede Religion, die um der Leute willen getrieben wird, wird ängstlich getrieben; eine ängstliche Religion nimmt aber die Freyheit zu denken, heiligt manchen Unsinn, und verbietet jeden freyen Schritt!

So soll ungefehr das Reich aussehen, wo wir den Kindermord in Schranken halten oder vielmehr, so selten machen sollen, daß er fast nicht mehr erhört werde. Ich habe mir mit Fleiß ein Land idealisirt, wo dieses Verbrechen am leichtesten gemein werden kan; denn einem guten, gesitteten, arbeitsamen, kalten Volk, brauchen wir solche Gesetze nicht zu geben. Der, welcher die vorliegende Frage aufgeworfen hat, wird mit ungleich weniger Schwierigkeiten zu kämpfen haben, als ich mir selbst mache. Zwar einige habe ich aus dem Land, woher die Frage geschieht, mit in meine Poesie nehmen müssen, aber, die wichtigsten und schwersten habe ich dazu gedichtet, um meine Ideen von der Sache noch praktikabler zu machen.

In **Wudby** gibt es erstaunlich viele Reizungen zur Unzucht; und erstaunlich viele Ursachen,

welche die armen Wudbinianerinnen vermögen können, ihre Kinder umzubringen.

Die Mädchen sind an sich, wie gesagt, leichtsinnig, wollüstig, faul, schwatzhaft. Sie werden in der Stadt umgeben von vielen Soldaten und Offiziers, die nichts zu thun haben, als zu exerciren, und die also natürlich die ganze Kriegskunst, die sie brauchen, bald gelernt haben, und sich so wenig strapazieren, daß ihr Körper immer Saft genug übrig behält, mit welchem sie nicht wissen wohin. Auch behalten sie Zeit genug auf die Art zu denken, wohin sie ihn wenden sollen, und die Gelegenheit dazu auszusuchen. Wo der Officier und der Soldat nicht hinkommt, kommt der Hofcavalier, der Jäger, der Kutscher, der ganze Hoftroß hin, der, weil so viele nur mit einem beschäftigt sind, auch Musse genug übrig hat; Neben diesen kommen die vielen Collegien und ihre Anhänger und neben diesen die Studenten. Bleibt wo noch eine Stelle leer, so ist der junge Bürger da, der bey einer nicht sehr arbeitsamen Nation, überall auch sein müssiges Stündchen abbrechen kan.

Die Geschwätzigkeit der Wudbianerinnen öffnet gewöhnlich die Scene, und macht die Entree sehr leicht.

Die Faulheit unserer Zeit hat, wie gesagt, den überall herrschenden Geschmack an den schönen Wissenschaften, auch nach **Wudby** gebracht. Geschmack, der aus Faulheit entsteht, ist immer schal; je schaler er aber ist, desto ehe schließt er Liebesaffairen. Der Strauß-Mädchen Spaß, und die witzige Strauß-Mädchen Repartie öffnet bald ein Gespräch, das ehe man sichs versieht, zur Vertraulichkeit wird; das Spiel, der Tanz, die Collation folgt nach, und so werden die armen **Wudbianerinnen** in den Städten gefangen.

Die Verachtung, die auf alles, was den Hoston nicht hat, geworfen wird, hat den guten Genius von den **Wudbianerinnen**, den Schutz ihrer Unschuld gänzlich vertrieben; und eben der unglückliche Hoston hat die guten Jünglinge von **Wudby** zu schlechten Weiberkennern gemacht. Sie sehen in ihnen nichts als Gegenstände zum Zeitvertreib und zur Wollust. Sie wissen nicht was die Frau an der Spitze der Famillie dem Mann werden kan: das macht sie gleichgiltig gegen den Ehestand, der so viele Opfer heischt, wofür sie sich keinen Ersatz versprechen. Dazu kommt der Aufwand den sie gern machen, um ihrer Eitelkeit zu frohnden.

Sie sehen daß sie den mit einer Frau nicht ausführen können, und entsagen entweder dem Famillieleben ganz oder heuraten nur da, wo sie wahrscheinlichen Ueberfluß finden. Aus dem Mangel der Idee von häuslicher Glückseligkeit folgt eine Geringschätzung des weiblichen Geschlechts, die dann noch durch unsere Aposteln des guten Geschmacks, welche so verächtlich von der weiblichen Tugend und Unschuld reden, vermehret, und durch die Ausschweifungen des übrigen Lebens unauslöschlich eingeprägt wird. Diese Verachtung des weiblichen Geschlechts macht den wollüstigen, wohlgenährten, trägen, gedankenlosen Jungen unternehmend. Es ist ihm gleichgiltig, welche Unschuld er entheiligt, und nie träumt es ihm, was der Verlust der Unschuld für schreckliche Folgen haben kan.

Die eigene Reizbarkeit, die Faulheit, die eitle Prätension der Mädchen, die gerne von andern ihres Geschlechts unterschieden seyn wollen, geht dem Jungen halb Weegs entgegen. Die Eitelkeit der Eltern, die ihren Kindern gern glänzende Partien geben wollen, veranlaßt sie ihre arme Töchter Preiß zu geben. Sie gewöhnen ihnen frühe den freyen Hofton an; geben sie oft gar in die Schule des unternehmenden Officiers, des frechen Höflings, des Stutzers.

Was nur Talent ist, wird den Mädchen beigebracht, nicht um das Talent zu Ausfüllung freier Stunden zu gebrauchen, sondern dami zu glänzen. — Und so gehts weiter; was brauch ich mehr davon zu sagen? —

Die geringere Classe der Bürger ahmt der Grössern nach; Eine Menge mussiger Bedienten beiderley Geschlechts schließt im Vorzimmer oft eben die Händel, die im Cabinet vollbracht werden. Der Mittelstand geht eben den Pfad, und findet eben die Klippen in seiner Art. —

Auf dem Land ists anders, und doch gehts oft eben so. Die leichte Bearbeitung des einträglichen Bodens macht die Bauern lüstern. Früh muß der Junge und das Mädchen sich dem Schulmeister Preiß geben, der läßt sie sitzen, biß jeder Nerv der Thätigkeit gelähmt ist, und propft ihnen mit dem Pfarrer, den Kopf von tausenderley Dumheiten voll. Keiner erwirbt von etwas klare Begriffe, keiner wird erwärmt zum Guten, keinem wird Ehrfurcht vor sich selbst eingeprägt. Wird der Bube und das Mädchen grösser, so machen sie Ansprüche auf Vergnügen. Die strenge Polizey will die Sitten in Schranken halten und erlaubt fast keine Freude oder selten; der leere langweilige Feyerabend und Feyertag darf mit nichts, als mit

Kirchgehn schwatzen und trinken gefüllt werden. In der Langweil schlupfen beide Geschlechte zusammen, liegen gähnend auf der Ofenbank biß sie erwärmt werden, und thun dann oft aus Trägheit und Langerweile, was die Natur sonst nur dem frohen, heitern, klopfenden Herzen zu thun gestattet. —

Das ist so ungefehr der gewöhnliche Roman der **Wudbianischen** Liebeshändel.

Da dergleichen Liebeshändel anfiengen sehr häufig zu werden, sassen alte, rechtschaffene, strenge Männer bey den Gerichten und bey den Regierungen, und bey den Consistorien. Diese hatten gerade so viel Sinn, zu sehen, daß das nicht gut wäre, aber sie trauten sich und ihren Gesetzen soviel zu, daß diese allein dergleichen Auswüchse und Ausschweifungen in Schranken halten könnten. Sie sezten sich also hin und machten Gesetze dagegen. Der Mann wurde mit Zuchthaus, an der Ehre, um Geld, auf jede empfindliche Art gestraft; das Weib mußte neben den eignen Vorwürfen die sie sich machte, neben der harten Auflage der Natur bey der Geburt, noch der niederschlagenden Kirchenbusse ausgesezt werden, wurde bey öftern Vergehungen wohl auch ins Zuchthaus gesteckt oder des Landes verwiesen.

Anfangs that das ziemlich gut. Man scheute sich vor der Kirchenbusse; man respectirte noch die Versammlung der Glaubigen.

Die Strafen hatten die Ausbrüche des Lasters gehemt, aber seine Quelle, die Trägheit und Schlechtigkeit der Nation hatten sich nicht gehoben. Es wurde nun nicht weniger gehurt, aber jezt fieng man an, diese Arten der Vergehungen mehr zu verbergen. Die Geschwächte fühlte sich verachtet, ihre Familie fieng an sie für einen Schandflecken zu halten, fieng an sie auszuschliessen von ihrem Herzen, und ihrer Liebe. Die natürliche Eitelkeit der Mädchen, machte ihnen das unerträglich; die Geschwäzigkeit ihrer Gespielinnen kränkte sie täglich, und wer noch rein war, triumphirte am Lebhaftesten.

Der Schmerz über verletzte Ehre kan noch geheilt werden; Der, der ihn fühlt findet noch Resourcen in sich. Die verwundete Eitelkeit ist aber nicht zu heilen, denn sie hat keine Resource.

Hier fiel es der ersten Wudbianerin ein ihr Kind vor der Welt zu verbergen, und den unglücklichen Zeugen ihrer Schande umzubringen. Sie fühlte in sich nicht Werths genug, einen

Schandfleck auszuwischen, den eine Julie sich zu vergeben berechtigt war. Sie sahe sich hinuntergetreten zu der äussersten Verachtung. Sie kannte ihre Mitbürger; Sie wußte wie gerne sie vordem selbst, über jede Gefallene gespottet hatte; und ihre Eitelkeit machte es ihr unerträglich, nun denen gleich zu seyn, über die sie sich so stolz erhoben hatte.

Die ersten Beyspiele einer solchen That, füllten die Wudbianischen Gerichte mit Schaudern. Was thaten sie der armen Unglücklichen nicht alles an, die von der Grösten der Furien, der Furcht vor Schande, zu ihrer That getrieben wurde. — Was konnten sie ihr aber thun das ihr nicht erträglicher gewesen wäre, als die Schande, welcher sie nicht anders entgehen konnte? Nicht die Ehre allein, auch die Eitelkeit trozt dem Tod, zumal wenn der ungewiß, die Schande aber gewiß ist. Die Eitelkeit trozt ihm noch leichter als die Ehrsucht.

„Was ists, sagte die unglückliche Wudbianerinn, wenn ich eines schändlichen Todes sterben muß? Die Schande so zu sterben wie das Gesetz will, ist weniger fürchterlich, als die, in die ich falle, wenn meine Unzucht entdeckt wird. Entdeck ich sie, wie werden meine Eltern, meine

Geschwister mich hassen; wie unbarmherzig werden meine Gespielinnen meiner spotten: Entdeck ich sie aber nicht, bring ich mein Kind um, und es kommt auch heraus, so wird auf der einen Seite das Mitleiden meine Schande mildern, und dem Spott selbst den Mund verschliessen; und auf der andern, wird wo, die Höle geöffnet werden, wohin die Schande, und der Haß der Meinigen nicht mehr dringen kan. Die Umstände die den Tod des Gesetzes begleiten, sind dabey das fürchterlichste; die aber sind lange nichts gegen das was ich leide, wenn meine Schande an den Tag kommt. Und vielleicht entgeh ich beyden. — Geh also hin armer Wurm, den ich zur Schande gebahr; gehe hin, ehe du weist was Menschen Leben ist; ich thue dir wohl und mir, ein Nadelstich ist genug, gut zu machen, was ein unglücklicher Augenblick so übel gemacht hat.

Dieses Raisonnement, das noch der nie schlafende Instinct, sich vor jedem gegenwärtigen Leiden zu verwahren, lebhafter machte, wurde von mehrern gemacht. Andere verzweifelten ihr Kind erhalten zu können, und brachten es

deswegen um. Viele die mit dem Hofton, die Hofunverschämtheit gelenrt haben, liessen ihr Kind leben, und trugen die Strafe ihres Fehltritts, mit dem Vorsatz sie bald wieder eben so standhaft zu leiden; viele waren gegen die Schande unempfindlich, und trösteten sich mit den übrigen die ein gleiches Schicksaal hatten.

Man merkte endlich daß die Härte, womit man die Hurerey bestraft hatte, vieles zur Beförderung des Kindermords beygetragen hatte. Man schwächte diese Strafen, hub die Kirchenbusse auf, und schärfte dagegen die Gesetze gegen den Kindermord so sehr, daß man sogar die geheimen Niederkunften, wenn auch das Gebohrne lebendig bliebe, mit dem Schwerdt, wenigstens mit dem Zuchthaus bestrafte.

Alles das half aber dem Kindermord nicht ab, weil die Meinung der Leute von den Geschwächten die nehmliche bliebe; und vermehrte nur auf der andern Seite die Unzucht, die nun so gut als erlaubt war, weil sie fast nicht bestraft wurde.

Die **Wudbianer** wurden endlich aufmerksam, und fiengen an die grosse Frage aufzuwerfen: **Wie dem Kindermord zu steuern sey, ohne die Hurerey zu fördern?** Sie

deliberirten lang, endlich stund ein Mann in ihrer Gemeinde auf und hielte folgende Rede:

„O Ihr Wudbinianer! Ihr wart bißher sehr ungerecht, daß ihr die unglücklichen Mädchen, die um der drückendsten Schande zu entgehen, ihre unehlichen Geburten umbrachten, mit dem Schwerdt bestraftet. Was wolltet Ihr mit dieser Strafe? Wird die den Tod scheuen, welche die Schande ihres Verbrechens durch den Tod ihres eignen, so theuer erkauften Kindes abzulöschen sich entschliessen konnte! Glaubt Ihr daß sie in dem Drang, sich selbst der ewigen Schande, und dem empfindlichsten Spott, Preiß geben zu müssen, an Eure blutigen Gesetze dachte? — So wenig dachte sie daran, als sie in der unglücklichen süssen Stunde ihrer Umarmung, an Eure Kirchenbussen und Hurereystrafen dachte.“

„Der Drang der Wolust und der Drang der Furcht haben kein Gesetz. Ihr wißt die Noth bricht jedes. Ihr verzeiht dem der Hungers sterben will, wenn er stihlt; Ihr seht den nicht für einen Mörder an, der um sich im Schiffbruch zu retten, seinen Gesellen vom Brett wirft. Hier ist

mehr als Hungersnoth, mehr als Furcht zu ertrinken!“

„Wie sollen wir aber die arme Gefallene aus dem Drang dieser Angst erretten, die so heilsam für sie werden kan, die so viele andere aufrecht erhalten, und vor jedem Fall bewahren kan?“

„Wie? Bewahrt sie davor daß sie nicht hinein falle. Macht der Huren weniger, so werden von selbst der Kindermörderinn weniger werden. Aber Gesetze thun das nicht! O ihr guten Wudbianer, ihr wollt gern alles, und alles recht bald seyn. Wie euch ein Berg in eurem Weeg steht, so gebt ihr ein Gesetz, wir wollen daß der Berg sich wegheben soll, und thut ers nicht, so trauert ihr, daß euer guter Wille so wenig wirke!“

„Seht einmal ein wenig vor Euch? Was verursacht die Hurerey am meisten? Faulheit, Wohlleben, und Mangel an unschuldigen, edlern Freuden des Lebens. Wie vertreibt Ihr jene, und wie gebt Ihr diese?“

„Ihr Wudbianer! Ihr wißt daß Sitten nicht durchs Gesetz gegeben werden,

sondern durch Sitten. Euer grosses Resort, wonach Ihr nun alles thut, ist der Hofton, der Ton der schönen Gesellschaft. Versucht einmal, ob ihr den Hofton nicht anders stimmen könnt. Wählt unter Euch etliche der weisesten Männer und schikt sie zu Eurem König, da laßt sie sagen.

„Großmächtigster König! Wir ha„ben bemerkt, daß alles was du wünschest „uns glücklich zu machen, nicht erfüllet „wird, weil wir nicht werth sind glück„lich zu seyn. Wir kommen dich jetzt zu „bitten, daß du uns glücklicher machen „möchtest, denn du kannst es. Wir ha„ben bemerkt, daß Faulheit, Leichtsinn „und Wollust uns zu allem Guten un„fähig macht, und daß es nur seit dem „so bey uns worden ist, seit dem eben „die Mängel bey deinem Hof und bey „deinen Leuten eingerissen sind. Es schwär„men unter uns eine Menge von Hofleuten, „von Officiers von Kanzley- und Regie„rungsbedienten herum, die du alle be„zahlst, und die alle nichts thun, als „unsere Kinder verführen, und unsere „Buben so schlecht zu machen, als sie „sind, unsere Mädchen aber zur Hurerey

„ zu reizen. Wir wissen von unsern Vor-
„ eltern, daß ehmals die gröbste Schwel-
„ gerey und Trunkenheit alles unter uns
„ verdorben hat; man trank damahl
„ auch am Hofe sehr stark; Seitdem
„ ihr aber am Hof es für schändlich
„ achtet, euch zu berauschen, machts das
„ Volk eben so, und Mässigkeit im Es-
„ sen und Trinken ist jetzt der Ton der
„ guten Gesellschaften. Großmächtigster
„ König! Mach doch, daß Arbeitsam-
„ keit, Eingezogenheit und guter Geschmack
„ Hofton werde; wir sind gewiß, daß die
„ gute Gesellschaft bald auch den Ton
„ annehmen wird; und da jeder Stand,
„ sich gern dem im äusern gleich stellt,
„ der über ihm ist, so wird der Ton bald
„ allgemein werden, und wir werden uns
„ besser dabey befinden ".

„ So, fuhr der Wudbianische Rathgeber fort, laßt Euren Abgesandten zum König sagen; und wenn Euch der König erhört, und Mittel findet bessere Sitten, durch besseres Beyspiel einzuführen, so werdet Ihr in zehen biß zwanzig Jahren wenige Beyspiele von Hurerey, noch weniger vom Kindermord erleben!".

„ Gar keine Huren mehr zu haben, und gar keine Kindermörderinn, das erwartet nicht. — "

„ Wie machen wirs aber denn nun mit denen, die wir alsdann noch haben werden? mit denen die, biß diese grosse Revolution vor sich geht noch erfunden werden? "

„ Zum ersten rathe ich Euch, daß Ihr die Todesstrafe auf den Kindermord ganz abschaffet ".

„ Kindermörderinnen, Duellanten und Selbstmörder, sind bey ihren Vergehungen nahebey in einerley Verhältniß. Alle werden von einer innern Last so gedrückt, daß sie in einer Art von dumpfer Verzweiflung thun, was sie thun. Wenn einem das Leben und seine ganze Existenz anfängt unerträglich zu werden, so zerbricht man den eisernen Zügel der Gewalt, wie viel ehe den pappiernen der Gesetze! "

„ Die erste Empfindung bey einer solchen Last erpreßt den Wunsch der Vernichtung. Schaft also der Unglücklichen, die durch einen kleinen Fehler in so grosses Elend kam, eine Freystadt, die der Ver-

nichtung ähnlich ist, in welcher aber die alles heilende Zeit, wieder die Verzweiflung des ersten Augenblicks heilen kan".

„Ihr habt Klöster unter Euch, ihr Katholischen; und was auch euch den Evangelischen die Reformation gutes gegeben hat, so hat sie Euch doch einen grossen Schaden gethan, daß Ihr gar keine habt. Aber nichts hindert in besserm Sinn, auch bey Euch Klöster zu errichten".

„Setzt diesen Klöstern nicht die Religion zum ersten Zweck; sondern die Arbeitsamkeit, die Besserung des Herzens, die Eingezogenheit, die Erwerbung jedes moralischen Werts. Oefnet sie nicht dem heulenden Pfaffen, und der plappernden Nonne; sondern dem unglücklichen verlassenen Mann, dem sein Weib, seine Kinder, seine Freunde gestorben sind; der sich ausgefühlt hat auf der Welt, dem die Schritte biß zum Grab zu langsam gehen, der seufzt nach einer Zuflucht, wo Ruhe und Stille ihm erlaubt, den schwach glimmenden Dacht noch zu nähren mit seinem übrigen Lebenssaft, biß er von selbst verlescht.

verlischt. Oefnet sie dem alten Weib, das seine Stütze verlohren hat, der alten Jungfrau die nie eine hatte —".

„Setzt nicht die herrische Betschwester, nicht Amazonenmässige Tugendheldinnen über diese Klöster. Setzt über sie den Greiß der wohl gelebt, viel erfahren, viel gesehen hat, und der weis zu verzeihen, weil ihm verziehen worden ist; setzt über sie die ehrwürdige Matrone, die den weiblichen Werth kennt, weil sie ihn hatte, die nicht die Anbetung des Laffen, sondern die Liebe des edlen Mannes in ihrer Jugend gewann, und in ihrem Alter erhielte".

„Diese Klöster seyen Euch ehrwürdig, ihre Bewohner heilig!".

„Sie eröfnet als Freystädte nicht für die Unglückliche, die ihr Kind ermordet hat, sondern für die, die es noch unterm Herzen trägt. Da sey sie sicher vor dem Haß und dem Zorn ihrer Verwandten, die nicht zu ihr nahen dürften ohne ihren Willen: da sey sie geschützt vor dem Spott der Gleichgiltigen und der

Boshaften; da lege sie ab ihre Bürde, da lerne sie unter den guten Weibern was Weiber Werth ist: da wird sie Freundinnen finden, die sie trösten, sie tragen, sie bessern; bey ihnen wird sie glauben der Welt, deren Spott sie nicht mehr zu dulden hat, vergessen zu seyn; Sie wird Ruhe finden, für ihre gedrängte Seele; und ihrer unglücklichen Frucht, die sie da nicht mehr zur tiefsten Erniedrigung herunter wiegt, ihr bißchen Leben nicht mehr mißgönnen. Da haltet sie unter keinem Zwang, sie gehe heraus, wann sie will, und bliebe so lang sie will".

„Der Zufluchtsort wird wenigstens einen — und gewiß den besten Theil derer retten, die sonst Eurer Rache aufgeopfert worden wären. Diesen Klöstern sey es zum Gesetz gemacht, jede Schwangere, die sich ihnen entdeckt, aufzunehmen, und hart sey die Straffe jeder Beleidigung, die ihr dort wiederfährt".

„Ausser diesen Klöstern errichtet auch Findelhäuser, die eine weise Direction zu Schatzkammern des Staates machen kan. Die, die ihr und andere habt, haben tausend Fehler, aber alle tausend liegen nur

in der Verwaltung. Der einzige Fehler liegt in der Sache, daß wenn durch sie der Kindermord verhindert wird, die Hurerey weniger üble Folgen für die einzeln Menschen hat, und folglich mehr in Schwung gebracht wird. — So sagt man; aber es ist nicht so. Nicht das Huren, sondern nur das Bastardt zeugen wird mehr in Schwung gebracht. Ihr wißt Ihr Wutbinianer, daß tausend und tausend Huren herumschwärmen die keine Kinder bekommen haben; und wo gehurt wird ohne Zeugung, oder gar so, daß nicht gezeugt werden kan, wo der Junge vielleicht gar mit sich selbst, das Mädchen mit sich selbst Unzucht treibt; da wird für den Staat am gefährlichsten gehurt; denn dadurch wird nicht der Staat mit verwahrloßten Bastardten gefüllt, sondern seine eigene Bürger werden da entnervt an Leib und Seel. Müssigang und Wohlleben sind allein die Quellen der Hurerey, und wo diese eingerissen sind, wird auch sie überhand nehmen, und wenn kein Findelhans in der Welt wäre".

„Wird aber ungeachtet der eröfneten

Freystatt für die Gefallene, und des eröfneten Findelhauses für ihre Frucht, dennoch Euch wieder eine Kindermörderin gebracht; so begnügt Euch sie, biß sie wirklich Besserung zeigt, biß sie wirklich eignen Werth erworben hat, in ein Pönitenzhaus zu thun, wo angestrengte Arbeit, und freundschaftlicher Umgang, billiger und vernünftiger Vorsteher Ihre Seele, statt daß andere Häuser dieser Art sie immer mehr drücken und brechen, liebevoll heilen und erheben. — Aber so gelind ihr mit der Unglücklichen verfahrt, so streng und ernstlich verfahrt mit den Weibern, die bey ihnen waren; mit ihrer Mutter, ihren Geschwistern, ihren Nebenmägden und dergleichen. Es ist nichts als das, was noch dem Kindermord Einhalt thun kan. Die Schwangerschaft hat ihre Zeichen, die, wenn sie nicht ganz untrüglich sind, doch gewiß die, die sie sehen, aufmerksam machen müssen. Soll die Mutter, sollen die Schwestern, die Weiber im Haus nicht an Gestalt, Gebärde, Gang, an jedem Gesichtszug, am Mangel der monatlichen Reinigung, an tausend, und aber tausend Anzeigen die Schwangerschaft merken; und zur engern Beobachtung und Bewachung

der Gefallenen verleitet werden können? Es ist wenigstens unverzeihlicher Leichtsinn, wenn sie nicht dazu verleitet werden; und dieser Leichtsinn ist strafbarer, als das Vergehen der Kindermörderinn".

„Ferner sucht auch die Ehen zu befördern, und dem Staat nützlich zu machen!".

„Ihr habt zwar schon lang dafür gesorgt, und deswegen das Gesetz Eurer Voreltern, das dem Jungen vor dem 25ten Jahr, und dem Mädchen vor dem 20ten Jahr zu heurathen verboten, aufgehoben. Ihr habt aber daran nicht weise gethan, Ihr gute Wudbianer. Ihr glaubtet, daß dadurch die Hurerey vermindert, und die Bevölkerung befördert würde, wir sehen aber gerade das Gegentheil. Eben weil der Junge in jedem Alter heuraten kan, bekommt er auch gerade zu der Zeit den Lusten dazu, wo er noch nichts schönes am ehelichen Leben finden kan, als den Beyschlaf; und das Mädchen ergiebt sich ihm eben darum auch am leichtesten, weil er sie zu jeder Zeit heurathen kan. Unsere Buben werden überhaupt zu frühe Männer, unsere Mädchen zu frühe

Weiber. Daraus entsteht dann noch die schlimme Folge, daß diese verheuratheten Buben und Mädchen Kinder ziehen sollen, so lange sie selbst noch Kinder sind; und daß die Kinder schon mannbar werden, wenn die Eltern noch selbst Kinder zeugen. Die Zucht muß also einmal schlecht werden, und die Kinder solcher Ehleute drängen sich ehe wieder zur Verheurathung, als die Eltern noch das Leben ausgenossen haben; zu dem hat der junge Ehmann seine Wildheit noch nicht verlohren, noch nicht das Dulden, noch nicht die Verläugnung gelernt, die der Ehstand fodert. Er kommt erst spat zum elterlichen Vermögen, erst spat zur Erfahrung, und verdirbt mit seinen Kindern, mit seiner Frau und seinen Eltern.

„Das ist also, dünkt mich, nicht der Weeg, die Ehen zum Nutzen des Staats zu befördern. Wenn ich Euch aber rathen soll, so laßt Eure Gesandten den König noch um vier Gesetze bitten,

1) Daß vor dem 25ten Jahr kein Mann, vor dem 20ten kein Weib heurathen soll.

2) Daß vor dem 25ten Jahr niemand ein Amt erhalte, es sey was für eins es wolle, sondern jeder biß dahin allein lerne; der Soldat als Gemeiner, der Forstbediente als Forstknecht, der bürgerliche Bediente als Student, in welchem Fach es sey, der Kaufmann und Handwerker als Junge u. s. w. Vom 25ten Jahr biß ins 30te seyen jedem nur die Subalternen Aemter offen; dem Soldaten als Unteroffizier, dem Forstmeister als Förster, dem Civilbedienten als Schreiber, dem Arzt als Beyläufer, dem Pfarrer als Unterschulmeister u. s. w.

3) Daß sobald einer eine Bedienung erhält, die so viel abwirft, daß er eine Frau ernähren kan, er heuraten soll. — und

4) Das alte Hagenstolzenrecht soll wieder eingeführt, die Verlassenschaft der Hagenstolzen aber soll blos den Freystätten der gefallenen Mädchen, und den Findelhäusern überlassen werden".

„Diese vier Gesetze werden wieder der Hurerey und also auch dem Kindermord, eine undurchdringliche Schranke setzen".

„Endlich ihr guten Wudbianer, schaft auch Euch eine bessere Religion, bessere Prediger, bessere Schulen an; und gönnt euern Bürgern und Bauern ein wenig mehr Freude, öffentlich und nach ihrem Geschmack zu geniessen" —

„Könnt ihr das zu Stand bringen, so werdet Ihr beyher und durch Nebenweege finden, was Ihr sucht, und was Ihr auf dem geraden Weeg nicht finden werdet."

So sprach der ehrliche Wudbianer zu seinen Landsleuten. Man sagt, sie hätten viel deliberiert, und immer die Kindermörderinnen fort geköpft, biß sies zulezt so gewohnt worden, daß man dort nicht mehr gezweifelt habe, daß die Gesetze in Wudby alle sehr gut, und die Wudbianer das beste, erleuchteste, glücklichste, geschmackvollste Volk des ganzen Erdbodens wäre.

Die Gesandten wurden also nicht abgeschickt; der König aber erfuhr doch was in dem Rath von Wudby vorgegangen war. Er wurde darüber sehr traurig, und ließ einen alten Minister zu sich rufen, der vor vielen Jahren in Ungnade verfallen war, weil er der Mätresse

des Königs nicht gefiel, den aber der König noch immer sehr achtete. Mit diesem Minister soll er folgende Unterredung gehabt haben":

„Mein lieber Geheimer Rath, ich habe sie vormahl von meinem Hof entlassen, und auf Pension gesetzt; jetzt aber dächte ich, ich könnte sie wieder gut brauchen, wenn sie mir in einer wichtigen Sache rathen wollten. Ich höre, es geht sehr wunderlich in meinem Königreich Wudby zu, und die Sitten sollen sehr verdorben seyn. Nun wünschte ich von Ihnen zu hören, wie ichs anfange, diese wieder zu bessern.

Sire! sagte der Mann; Sie haben doch sonst von den klärsten Sachen so gern Proben gemacht, machen sie auch eine, in wie fern sich die guten Sitten in Ihrem Hofstaat einführen lassen.

Ich dächte, sagte der König, wir machten die Probe an einem Dorf.

Minister. Das wird nichts helfen.

König. Wie soll ichs dann am Hofe angreifen?

M. Ihre Majestät müssen vor allen Dingen selbst gute Sitten mit Geschmack annehmen, an Ihrem Hof und in ihren Diensten aber weder Leute dulden die schlechte Sitten haben, noch solche die über die guten Sitten, und die Einfalt des Lebens spotten; insbesondere müssen Sie keine Faullenzer leiden, und selbst arbeiten.

König. Das ist gut sagen; was mach ich aber mit dem von A, von B, von C, von D, von E, von F, von G, von H, von J, von K, von L, von M, von N, von O, von P, von Q, von R, von S, von T, von U, von V, von W, von X, von Y, von Z; von Aa, von Bb —

M. Genug Ihre Majestät! Ich weiß wohl daß von ihrem ganzen Hofstaat wenig mehr zu gebrauchen wäre; aber das schadet nichts. Wie Euer Majestät mich auf die halbe Pension gesetzt, und meinen Kohl zu pflanzen geschickt haben, so können Sie Ihre von A biß Z, auch so setzen. Wenn die Herren keine grosse Pensionen mehr haben und nicht von Ihrer Gnade glänzen dürfen, so werden sie sich bald verlieren; und in der übrigen adelichen und unadelichen Welt, gibts Leute genug, die, wenn sie sie nur

suchen wollen, Ihrem Hof bald eine andere Gestalt geben können.

König. Ich muß aber den Adel um mich haben.

M. Ich wüßte nicht wozu? Und müssen sie, so machen Sie Sich einen.

K. Einen neuen Adel!

M. Ihre Majestät machen sich ja auch einen neuen Rock, wenn der alte nichts taugt. Es wär schlimm wenn das Alterthum alle Belohnungen mit Ehre erschöpft hätte.

K. Lassen Sie uns davon abbrechen.

Die ganze Sache kommt daher, weil man sagt, es würde so sehr in meinem Lande gehurt, und auch öfter die Kinder von den Müttern umgebracht. Da sollen nun einige vorgeschlagen haben, es müßten bessere Sitten eingeführt werden, man müßte den verunglückten Mädchen die Klöster eröffnen, wohin sie, ohne daß sie, ihre Schande zu entdecken brauchen, sich gegen den Haß ihrer Famille und der Schande der Welt verbergen könnten; man müsse

Findelhäuser errichten, wo die Kinder die umgebracht werden, weil die Eltern nicht im Stand sind sie zu erhalten, verstellt würden; man müsse den Weibsleuten, die bey der Unglücklichen die ihr Kind umgebracht hat, gewohnt haben, empfindliche Leibesstrafen ansetzen; man müsse die Todesstrafe nicht mehr auf den Kindermord setzen; sondern die Kindermörderinnen in gut administrierte Pönitenzhäuser bringen; man müsse das Heuraten vor dem 25ten Jahr, den Jungen, und vor dem 20ten den Mädchen, durch indispensable Gesetze unmöglich machen. Man müsse vor dem 25ten Jahr keinem eine Bedienung geben; man müsse den Dienern, die nur so viel Besoldung haben, daß sie heuraten können, das Heuraten zur Pflicht machen; man müsse das Hagenstolzenrecht wieder einführen; Man müsse die Bauern und Bürger vernünftiger von ihrer Religion, und den üblen Folgen ihrer Vergehungen unterrichten; Man müßte den Bauern mehr Freude öffentlich erlauben. Was halten Sie davon?

M. Ich halte das alles für sehr gut; aber ohne gute Sitten wird alles seinen Zweck

nicht halb erreichen; und gute Sitten muß der Hof pflanzen!

K. Das ist langweilig.

M. Nicht, wenn Sie wissen, was gute Sitten sind.

K. Wir wollens überlegen Leben Sie wohl Herr Minister, wir wollen ein andermahl mehr davon reden ".

Wie es ferner in Wudby gegangen ist, weiß ich nicht; aber wahr ists das Hauptmittel, der Hurerey, und also auch dem Kindermord zu wehren, ist die Einführung guter Sitten; auch ist wahr, daß diese, vornemlich durchs Beyspiel des Hofs und der Hofleute gegeben werden müssen, und daß, wenn die jezt vorliegende Frage in Wudby zur Preißaufgabe gesetzt worden wäre, der Wudbianische Rathgeber den Preiß nicht gewonnen haben würde, weil sein Hauptvorschlag in Wudby nicht anzuwenden ist.

Ich setze diesen Vorschlag übrigens auch unter die ersten; gestehe aber auch, daß er nur unter einem Herrn möglich ist, der nicht die ängstlich gute, pedantisch steife Tugend in seiner Seele hat, die man so oft für Tugend ansieht; sondern der zugleich ein reines Herze mit einer

edeln thätigen Seele verbindet; der Stärke genug hat, niemand eine Uebermacht, nicht einmal über seinen Geschmack zu verstatten; der Menschen kennt, und sich über die tausend Vorurtheile hinaus setzen kan, die meist den Grossen anhängen; den die Scheinreligion so wenig als die Scheintugend blendet; der niemand um sich leiden kan, als wer wahren Werth hat, diesen aber unter allen Gestalten findet; der zu befehlen weiß, dabey aber auch gelernt hat, daß die grösten Monarchen dem Gang der Natur gehorchen, und die Menschen nehmen müssen, wie sie sind; der zu belohnen und zu bestraffen weiß der abschlagen und gewähren kan, wies die Weisheit befiehlt; der den Keim des Guten zu finden nnd ihn zu nähren weiß, und der diese und noch andere hundert Fürsten-Tugenden im höchsten Grade besitzt — O Ihr Preißfragenaufgeber, und Ihr Preißfragenrichter! Man kan Euch ehe untrügliche Mittel angeben, wie man Zuckerplantagen auf den Sieberischen Bergen anlegen, und die Felsen aus dem Meer sprengen kan, woran Eure Schiffe stranden, als wie man gute Gesetze vorschlagen soll, unter einer eingeschränkten, gleichgiltigen, geschmacklosen, sittenlosen, seelenlosen, kraftlosen Regierung. —

Doch befriedigt Ihr Euch mit Flickgesetzen, so erwägt den Rath des Wudbianers!

Mich dünkt ausser dem Vorschlag, gute Sitten zum Hofton zu machen, sind seine übeige Vorschläge so zimlich wirksam und treffend. Ich will sie noch stückweiß durchgehen.

Erstens sagt er: Sollt Ihr Klöster errichten, in welchen die unglückliche Gefallene, die die Schmach der Leute, und den Haß ihrer Eltern und Verwandten fürchtet, flüchte, und wo sie unter dem Schutz und der Aufsicht der Vorsteher, und der übrigen Schwestern ihre Bürde ablegen kan.

Der philosophische Grund zu diesem Vorschlag liegt wohl darinn, weil in dem Augenblick, wo der Mensch die Schande und den gerechten Haß anderer befürchtet, er nichts mehr wünscht, als die Einsamkeit, wohin er sich verberge vor den Augen seiner Freunde, seiner Bekannten, der spottenden Welt. So wie die Zeit den ersten Eindruck lindert, so wie seine Seele sich gefaßt hat, wagt er sich wieder zurück und fühlt sich stärker, weil das Aufsehen und die Schande schwächer wird, der Haß sich legt, und der Muth sich wieder gesammelt hat. Es scheint also wahrscheinlich, daß ein solcher

Zufluchtsort der gedrückten Unglücklichen, die nun allen Haß und alle Schande, die auf ihres gleichen fällt, erwartet, entweder eine ganz willkommene Zuflucht, oder doch eine Freystadt gegen sich selbst, und den Gedanken, sich durch einen Mord ihres Kindes zu befreyen, werden muß. Ist denn nun da die Gesellschaft noch freundlich, gütig, mitleidig, trägt sie die Leidende, hilft sie ihr sich wieder fassen, wieder sammlen, lehrt sie sie, daß ein Fehltritt wie der, den sie begangen hat, auf hunderterley Arten wieder verbessert werden kan; daß Keuschheit eine grosse, aber nicht die einzige Tugend ist, nicht die gröste; zeigt sie ihr noch andere Aussichten in der Zukunft; wie leicht kan dann diese Freystadt ein Rettungsmittel von den äussersten weiblichen Unglücksfällen, und ein Heilungsmittel für eine irrgeführte Tugend seyn.

Aber, ist nicht zu befürchten, daß durch diesen Vorschlag die Hurerey befördert werde; Nicht zu fürchten, daß dergleichen Klosterfrauen bald Unterhändlerinnen der Unzucht werden, welcher sie die Freystadt eröffnen sollen? Das letzte fürchte ich wenig, wenn die Wahl der Klosterfrauen und ihrer Vorsteherinn gut ist. — Wer bürgt dafür? — Da sind wir schon

wieder

wieder auf dem ersten Punkt; — Die guten Sitten der Regierung. Habt Ihr nicht Leute, welche die Aufsicht auf ein solches Stift tragen, und es seinem Zweck gemäs einrichten können; so entsagt auf ewig allem Guten; so verschiebt doch die Preißfrage wie dem Kindermord vorzubeugen sey, noch ein halb Jahrhundert hinaus, und schlagt erst die vor: wie machen wirs, daß wir gute Diener bekommen? Auf die, Ihr Fürsten, setzt nicht eine Handvoll Ducaten für den der sie auflößt, setzt Eure Busenfreundschaft zum Lohn, für den, der die guten Diener sucht.

Der andere Anstand, daß solche Freystätte die Hurerey befördern, ist unrichtig. Man darf nur mit einem halben Auge gesehen haben, so muß man wissen, daß Eure Hurenstrafen bey niemand dem Instinct der Natur Einhalt thun; und daß also alles, was sie erleichtert, auch diesem Instinct deswegen kein freyeres Spiel giebt. Nichts als angebohrne Tugend, erworbene gute Sitten, oder Mangel der Gelegenheit schützt Eure Mädchen gegen die Hurerey. Wer sich vor dergleichen Anstalten fürchtet, muß wenig Begriffe von der Theorie der Strafen haben. Der Gesetzgeber

setzt durch sie üble Folgen, zu den, entweder von Natur oder nach seinem Gesetz, üblen Handlungen, damit die Imagination bey der Gelegenheit einer Uebertrettung, die Handlung verabscheuungswürdig mache. Kan man nun ein Mittel finden, wodurch die üblen Folgen der Handlungen, der Imagination so lebhaft dargestellt werden, daß sie schon deßwegen verabscheuet werden, so braucht man keine Strafen zu den Handlungen zu setzen, die überhaupt nur den Dumpfsinnigen gesetzt werden, die keine von den feinen, langsam wirkenden, eingewickelten Folgen ihrer Handlungen sehen.

Die moralische Erziehung soll den Kindern diese Folgen entwickeln; und da diese in **Wudby** so wenig zweckmässig ist, so wird dort die vorgeschlagene Freystatt ein zweytes Erziehungshaus für grosse Kinder werden können, in welchem die Predigerinnen des weiblichen Werths und der weiblichen Unschuld, zumal in den Augenblicken, wo die Folgen ihres Verlustes so fühlbar sind, mehr wirken können, als die blutigsten Gesetze. Sie wird wirken, was Christus und die Aposteln verlangen, daß, wer gesündigt hat, nicht mehr sündige, und wer gefallen ist, sich in einem grössern Glanz erhebe. Auch ist es sehr

unfein empfunden, wenn einer glaubt ein armes Mädchen, das in einem unglücklichen Augenblück seine Unschuld verlohren hat, werde in solchen Freystätten keine Strafe ihres Fehltritts leiden. Dem Fehlenden, dessen Seele fein ist, kan man, biß seine Seele sich wieder ermannt hat, keine grössere Strafe auflegen, als den Umgang mit Unschuldigen. Zwar weiß ich, daß die wenigsten Huren ein so feines Gefühl haben: aber daß die meisten Kindermörderinnen solch ein Gefühl haben, traue ich mich gewiß zu behaupten; und die Huren, die es nicht haben, werden es bekommen, wenn die vorgeschlagenen Freystätte nur halb ihrem Zweck entsprechen; werden wenigstens dem Müssiggang entsagen lernen; werden andere Sitten lernen.

Aber wo nehmen wir den Fond zu einer solchen Einrichtung? Aus den unerschöpflichen Schatzkammern von **Wudby**; denn da es dem Aufgeber der Preisfrage nicht nöthig schiene anzugeben, welche Resourcen das Land hat, in welchem er den Kindermord einschränken will; So wird mir erlaubt seyn, den **Wudbianischen** Monarchen so reich, so freygebig,

zu guten Zwecken zu machen, als ich nur immer will.

Aber wie werden wir den Evangelischen solche Einrichtungen aufschwatzen können. Sollen wir unser Geld hingeben, ihre ketzerischen Huren zu erhalten; Ich dächte ja!

Der zweite Vorschlag des **Wudbianischen** Rathgebers war, die Findelhäuser nicht abgehn zu lassen. Auch darinn scheint er mir recht zu haben. Die Findelhäuser können einen doppelten Nutzen haben; Einmal können sie der Unglücklichen, die ihr Kind umbringt, um der Schande die ihrem Fehltritt anklebt, zu entgehen, ein Mittel angeben, wodurch ihr Geheimniß verborgen bleibt; und zum andern heben sie der Hure, die ihr Kind mordet weil sies nicht nähren kan, die einzige Ursache ihres Verbrechens.

Man hat an den Findelhäusern vieles auszusetzen. Sie befördern, sagt man, die Hurerey, weil sie die Erhaltung der Kinder erleichtern: Das ist aber nur zum Theil wahr, denn unter tausend Huren wird kaum Eine seyn, die sich zur Zeit des Beyschlafs deswegen Skrupel gemacht hat, weil sie nicht weiß, wie sie ihr Kind erhalten soll; wärs aber auch

bey einigen wahr, so ist doch das Unglück, zehen Huren mehr im Staat zu haben, weit geringer, als eine Kindermörderinn zu haben. Findelhäuser sind Auswege, die man der schwachen Menschheit eröffnet hat, um der Härte der Gesetze und dem Elend zu entgehen, welches die Abweichung vom Gang der Natur auf uns ausgebreitet hat. Da die Menschen mehr seyn wollten, als sie sollten, legten sie ihrem natürlichen Instinct Fesseln an. Sie idealisirten sich einen Zustand von Vollkommenheit, der allerdings schön und glänzend ist, den sie aber, gemacht wie sie sind, nicht an der Hand der Natur, sondern an der Hand der Kunst erreichen müssen. Die Einschränkung des Instincts der Frauenliebe auf einen einzigen Gegenstand gehört hieher. Welcher Mensch diese Fesseln tragen mag, ist unendlich glücklicher, als wer sie bricht; aber der, der sie bricht, ist deswegen doch kein Abscheu der Menschheit; ist deswegen doch so wenig einer Unterstützung seiner Schwäche unwerth, als der Lahme der Unterstützung der Krücke.

Wer wird läugnen, daß es höchst wünschenswerth wäre, daß alle Menschen, den von der

Weisheit idealisirten Zustand der höchsten Vollkommenheit die die Menschen auf Erden erreichen können, erreichten? wer aber, der nur einigen Sinn von diesem Zustand hat, wird die Menschen dazu nöthigen wollen? Wer wird läugnen, daß es sehr gut wäre, wenn nie die Zeugung anders vorgenommen würde, als nach der Ordnung welche die weiseste Gesetzgebung vorschreibt? wer wird aber es vernünftig finden, daß man die gesetzwidrige Zeugung durch Erschwehrung der Erhaltung des Gezeugten in die Ordnung zwingen solle?

Alle die Declamatoren gegen die Zuchthäuser scheinen mir zu sagen: Da wir nicht gesonnen sind uns der Zeugung der unehelichen Kinder in unserm lieben Vaterland theilhaftig zu machen; so haben wir das Findelhaus, welches diese so sehr erleichtert, abgerissen; wollen also, da wir die Hurerey doch nicht deswegen abschaffen können, daß künftig jeder mit sich selbst hure; oder wenn er Unzucht treibt, sie so treibe, daß keine Zeugung dabey vorgehe, oder daß die Zeugung wieder abgetrieben, oder das Gezeugte, wenn es nicht auf einmal geschieht, doch nach und nach durch Verwahrlosung und Mangel,

aus der Welt gebracht werde, wornach sich jedermann zu richten hat. “

Laßt uns doch um Gotteswillen uns mit uns selbst behelfen!

Woher sollen wir aber den Fond zu solchen Häusern hernehmen? Aus den unermeßlichen Schatzkammern des Königs von Wudby.

Aber wie elend sind diese Häuser meist eingerichtet? — Richtet sie besser ein! Davon ist hier die Frage gar nicht. Die Frage ist nur ob sie zu dem Entzweck nützlich sind, auf den wir arbeiten, ohne ein grösseres Uebel zu stiften. Ich kann auf die Frage wieder nicht anders antworten, als Ja! denn wie gesagt, wenn auch zehen Hurenkinder aufs Hundert um ihrentwillen mehr gebohren werden; so ist das eine Kleinigkeit gegen einen einzigen erzwungenen Abort, gegen eine einzige erkünstelte Selbstbefleckung, gegen einen einzigen Kindermord; gegen eine einzige Verwahrlosung des Kindes. — Es ist ja selbst beym Handel, wo man alles berechnen kan, nicht alles Gewinn; Solls im Moralischen seyn, wo man gar nichts berechnen kan? Ich habe es schon gesagt, und werde es noch tausendmal sagen: „ keine Tugend, weder die

Keuschheit, noch die Gerechtigkeit, noch die Milde, noch die Redlichkeit kan anders gebaut; keinem einzigen Laster weder der Geilheit noch der Ungerechtigkeit, noch der Hartherzigkeit, noch der Schwelgerey kan anders widerstanden werden, als durch gute Sitten. — Eure Preißfrage kommt also dahin: Wie pflanzt man gute Sitten? Und wer anders antwortet, als: durch gute Menschen; versteht sie nicht. Wo finden wir die? Sucht sie! Wie sucht man sie? Liebt sie und zieht ihnen nicht den Schurken vor, der nichts vor sich hat, als Stand, Geld, oder flachen Witz, oder Aehnlichkeit mit Euren Fehlern.

Der Wudbianische Rathgeber schlägt ferner als ein Flickgesetz gegen den Kindermord vor, daß Ihr Eure Buben nicht zu früh zu Männern machen sollt.

Es war eine weise Einrichtung in Rom, daß man ein bestimmtes Alter haben mußte, ehe man ein Amt bekommen konnte; und daß man keins bekommen konnte, man habe dann erst durch Grade alle die subalternen Posten durchlauffen. Die Sache ist von tausendfachem Nutzen. In der Materie von der Hurerey nicht vom geringsten.

Seht einmahl die heutige Lebensart Eurer Jungen an? — Kaum kommt der Bube aus der Schule so wird er ein Mann, der mit den ältesten Männern gleiche Rechte fodert. Der gestrige Page als Officier, der gestrige Primaner als Student, der gestrige Student als Assessor, als Pfarrer, als Advocat; der gestrige Kaufmannsjunge als Handlungsbedienter u. s. w. In allen diesen Leuten ist weder Erfahrung, noch Selbstkenntniß, noch Vorsicht noch Gewalt über sich, noch Kenntniß von Subordination; dagegen ist ihr Blut unbändig, ihr Blick unverschämt, ihr Sinn freyer. — So früh entlassen dem Zwang, so früh gleichgestellt dem Mann, nehmen sie weder Zucht noch Ermahnung an; verachten den bedächtlichern Mann, lassen sich mit jedem Strohm dahinreissen. Diese zu Männern getriebene Buben machen dann, wo nicht die schöne, doch die dem jungen Mädchen gefällige Gesellschaft aus; sie vertreiben ihm die Zeit, sie vergöttern seinen Werth, und schon so im Gang zu einem vesten Etablissement sind sie den Eltern der Mädchen selbst willkommen u. s. w.

Wenn der Junge bis in sein 25tes Jahr eine subalterne Rolle hätte spielen müssen; wenn er bis dahin nicht der männlichen Gesellschaft

sich hätte gleichstellen dürfen; wenn bis dahin die Mädchen von einiger Delicatesse, sich seines Umgangs geschämt hätten: Um wieviel würden unsere Männer weniger schaal, um wie viel würden unsere Mädchen weniger der Verführung ausgesetzt worden seyn? Aber jetzt kommt sein 25tes Jahr; jetzt wird er zu einem Posten gelassen, der ihn den Männern mehr gleich stellt; und jetzt wirds ihm auch zugleich zu einem Gesetz gemacht, zu heuraten; und also wieder seine Freyheit, in eine Art von Zwang gelegt, ohne den der künstliche Gang der politischen Maschine nicht erhalten werden kan.

Ich weiß wohl wie viel gegen solche Einrichtungen einzuwenden ist. Man kan sagen: eben weil der Junge so spat in die gute Gesellschaft kommt, ist zu fürchten, daß er mit geringen Leuten sich abgiebt; und die Mädchen sind am leichtesten fähig einen Kindermord zu begehen, welche aus dem Mittelstande gebohren, und von den Grössern entehrt worden sind. Die Einwendung ist dann wahr, wann der Junge seine Freyheit hat; aber wann er bis in sein 25tes Jahr noch als Junge behandelt werden darf; wann er bisdahin noch die strengste Unterwürfigkeit leiden muß, aus welcher ihn nun jeder Posten im Staat befreyt,

so ist dieser Einwurf weniger zu befürchten; und kommt dann noch das Gesetz hinzu, daß wer ein Amt hat das so viel trägt als erforderlich ist eine Familie zu erhalten, sich heuraten muß, so wird auch im weiblichen Geschlecht weniger Gefahr zur Verführung übrig bleiben. Aber welche Ehen wenn sie erzwungen werden? welche Eingeschränktheit des Kopfs und Herzens wenn der Umgang der Ledigen so verhindert wird? — Und sind dann jetzt Eure Ehen so vortrefflich? Ist jetzt Euer Kopf und Herz so weit? — Gewiß die männlichen Vorzüge die ihr den Weibern gegeben habt, und die weiblichen die Eure Männer erhalten haben, sind eben nicht groß des Wunsches werth. Hat die Eingezogenheit der griechischen und römischen Weiber den Männern etwas geschadet? Rechnet doch alle die Plattheiten zusammen die wir jetzt in Geschäften, Wissenschaften, Umgang, Geschmack, selbst in der Tugend haben, und sagt ob wir sie nicht alle der Verweiberung der Männer schuldig sind? Alle die Stutzer und Laffen die wir jetzt am Hof, in der Armee, und — ewiger Apoll — auf deinem Parnaß haben, wer hat sie uns anders gegeben, als die Weiber? Es ist wahr, wir haben dagegen manches gewonnen; aber bey Gott! der Verlust des männ-

lichen Geistes wird durch nichts ersetzt! Und was haben die Weiber durch unsern Umgang gewonnen? Das, daß die schönste Szene ihrer Glückseeligkeit das häusliche Leben unwiederbringlich für sie dahin ist! Da jedes Weib jedem Mann seinen Umgang gestattet, wird jedem sein eignes das gleichgiltigste; da auser seinem Haus jeder allen Zeitvertreib, und alle Freude findet die das Weib ihm geben kan; so kan die Hausfrau ihrem Mann nichts neues mehr geben. Und wo sollt auch sie es hernehmen; da sie jedem andern Mann auch so viel geben muß? Da sie jedem andern auch so gefallen muß? Da sie so ausgebreitet ist, daß ihr eignes Haus das ihr sonst eine Welt war, ihr nun ein Winkel wird.

Ich gestehe es, manches Weib hat erst durch ihren Umgang mit Männern, ihren rechten Werth erworben; aber tausend gegen eine sind darüber zu Grund gegangen, und untreu gegen ihren Beruf geworden. Sollen sich tausend Menschen in die See stürzen, um eine Perle zu finden?

Und gewiß zu unserer Bestimmung hier auf Erden brauchen wir wenig männliche und weibliche Genies. Die eingeschränktesten Menschen sind meist am glücklichsten, und am brauch-

barsten. Die ächten Genies entwickeln sich selbst. Alle, die nur durch Umstände Genies werden, werdens nur halb; und die halben Genies sinds eben, die uns alle so schlecht, so groß im Kleinen, so einseitig, so einbildisch, so träg machen! — Mich dünkt wenn ich das alles ansehe, so wird mirs gar nicht leid darum seyn, wenn die Eingezogenheit des unmännlichen Jungens, und des ledigen Mädchens unserm allzufreyen Umgang Gränzen setzt; gar nicht leid wenn ich hoffen kan, daß der Junge sich erst für Mann halten darf, wann ers anfängt zu seyn. — Und würde auch dieses Mittel weniger zur Verhütung der Hurerey beytragen als der gute **Wudbianer** glaubt, so muß doch der Gang der Geschäfte in **Wudby**, und die ganze Nation männlicher werden, wenn in ihr nur Männer zu reden und zu handlen berechtiget werden.

Näher zum Zweck scheint mir der Vorschlag der Einführung des Hagenstolzen Rechts zu wirken.

Von der Gerechtigkeit dieses Rechts ist nichts zu reden. Es ist offenbar gerechter als alle die anderen Regalien, die jedermann für unverletzlich hält, und sein Nutzen ist augenscheinlicher. Reichthum, Ueberfluß, Leichtsinn und Faulheit,

sind die gefährlichsten Quellen böser Sitten, und alle werden durch das eheliche Leben nicht wenig verstopft. Ein mässiges Einkommen erlaubt einem ledigen Mann einen Luxe der dem verheurateten verboten ist. — Nichts kan den Trägen besser spornen als Mangel und Eitelkeit. Eitelkeit haben die **Wudbianer** und unsere meisten Mitbürger in Europa genug, und Mangel wird vielen kommen, wenn alle heuraten müssen. Durch dieses Gesetz wird manche Equipage, mancher überflüssige Bediente, manches schöne Kleid, manche Vergoldung, manche Ueppigkeit eingeschränkt werden; mancher Taugenichts wird durch es zum arbeiten gezwungen werden, und manches ehrliche Mädchen das jetzt in der Verzweiflung bey seinen Umständen einen Mann zu finden, sich dem Verführer dahin gibt, wird sich bessern Hoffnungen auffsparen, die bald jede fassen kan, wann die Vermehrung der Ehen, den angesehendsten und mittel-Famillen mehr Eingezogenheit und Sparsamkeit nothwendig macht.

Was hat man nicht alles von dem Luxus geschrieben, und was kan für ein besserer Vorschlag gegen denselben gegeben werden, als die Nothwendigkeit der Heuraten? Der Luxus ist eine Folge des Ueberflusses bey einigen, und

der Nachahmung bey andern. Wollt Ihr den Ueberfluß abschneiden, so vertheilt ihn; das thun die Ehen; wollt Ihr die Nachahmung abschneiden, so macht, daß die wenigsten nachahmen können.

Daß dieses Gesetz einzuführen sey, daran kan niemand zweifeln, denn es war schon in Deutschland eingeführt; aber ob es nicht die fürchterlichen Folgen haben könnte, daß viele, um dem Fißcus nichts zu hinderlassen, das ihrige verthun würden, das ist allerdings ein Einwurf. Die Folge aber wird wenig zu befürchten seyn, wenn dem unverheuratheten kein Amt und kein Titel gegeben wird; und wenn Eure Armen-Anstalten kein Almosen ohne Arbeit geben. Schon wird der Hagenstolz in seiner Famille wenig Freunde haben; Ehre wird er im Staat keine haben, und selbst Achtung wird er wenig haben, weil der gröste Theil der Nation den Hagenstolzen Stand verächtlich halten wird, den das Gesetz verabscheut. Aber, wie viele werden ohne Beruf in die Ehe tretten? — Wie viele tretten jezt ohne Beruf hinein? und — O laßt uns doch nicht alles so geniemässig behandeln. In dem Wudby, das ich mir idealisirt habe, giebts wenig Genies; die meisten sind gleichgiltige

Menschen, und die gleichgiltigen Menschen bilden sich bald nach dem Stand, in den sie gesetzt worden sind. Auch ist wahrlich der ewige Schöpfer weiß genug gewesen, dem Ehestand, dem Zusammenhang des Weibs mit dem Mann, der Eltern mit den Kindern, solche fühlbare Seeligkeiten zu geben, daß es wenig Zwang erfordert, sich daran zu gewöhnen, und daß der gewiß, der nicht als Junge, sondern als Mann hinein tritt, sie bald finden, bald lieben wird.

Wenn aber nun aller dieser Anstalten ungeachtet, wie es dann doch geschehen muß wo keine Sitten sind, die Hurerey noch immer häufig vorkommt, und der Kindermord sich auch dann und wann zeigt; so hält der Wudbianische Rathgeber für sehr nützlich, daß die Hurerey nur leicht, der Kindermord aber nie mehr mit dem Tod, sondern durch eine lange Verwahrung in anständigen Pönitenzhäusern bestraft werde.

Die pedantische Auslegung des Gesetzes: Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll wieder von Menschen vergossen werden" — wird wenig mehr irre machen. Man

weiß

weiß wie dieses Gesetz zu verstehen war, weiß was man von den allgemeinen positiv Gesetzen Gottes zu halten hat. — Ich halte mich also berechtigt, bey den Richtern dieses Aufsatzes nichts weiter darüber zu sagen. Aber das ist zu untersuchen, ob die Aufhebung der Todesstrafe nicht den Kindermord häufiger machen würde?

Die Theorie der Strafe scheint mir das Gegentheil zu beweisen. Durch die positiven Strafen will man den verbotenen Handlungen solche Folgen zu setzen, die sie der Imagination abscheulicher machen, als diese Handlungen ihrer Natur nach gewesen wären. Thut das ein leichter schmerzloser Todt, bey dem die Umstände allein wehe thun, besser, als die Einschliessung in ein Pönitenzhaus, wo eine lange Schande unaufhörlich straft?

Die meisten Kindermorde, und wo Findelhäuser oder nur gute Waisenhäuser sind, werden alle Kindermorde, blos um der Schande zu entgehen, die auf der Unzucht liegt begangen. Ist der Satz wahr, so folgt, daß man dem Kindermord nicht besser Einhalt thun kan, als wenn man ihm eine Strafe auflegt, die eine noch grössere Schande nach sich zieht, als die

war, welcher die unglückliche Mörderinn entgehen wollte. Laßt ein Weib, die nun ihr Kind umbringen will, die Wahl haben, jezt den Tod zu leiden, oder als eine Hure bekannt zu werden; so werden alle die, die ein grosses Gefühl von der Schande haben, zumahl in der Abspannung, in welcher sie sich in den Schmerzen der Geburt finden, den Tod lieber wünschen, als die Schande. Laßt sie aber wählen, ob sie lieber die kurze überhingehende Schande ein unehliches Kind gebohren zu haben leiden; oder sich, um ihr zu entgehen, der Gefahr blos stellen will, einer lebenslang daurenden und etliche Jahre nacheinander wiederkommenden öffentlichen Schande ausgesetzt zu werden; So werden gewiß wenige seyn, die dieser Gefahr sich aussetzen wollen.

Wird ein Mädchen als eine Hure bekannt, so kan sie durch Veränderung ihres Wohnorts durch eine glückliche Verheuratung, durch Eingezogenheit, durch den Auftritt einer andern Hure, wieder Lindrung hoffen: Wird sie aber in das Pönitenzhaus, das an sich schon entehrend seyn muß, gesperrt; so dauert diese Schande ewig, ohne Erlösung. Ich würde dabey dieses Haus so einrichten, daß in ihm strenge, aber nicht brechende Arbeit, mässige, aber

nicht zerstörende Nahrung gereicht würde; daß die Unglücklichen darinn zwar keinen Umgang haben dürften, als mit den Dienerinnen und Aufseherinnen des Hauses; daß sie aber eine Zeit von 6 bis 10 Jahre lang, jährlich zu gewissen Zeiten, mit gewissen Feyrlichkeiten ausgestellt und dem Besuch, und den Vorwürfen ihrer Anverwandten ausgesetzt würden; daß sie nie dieses Haus verlassen, sondern lebenslang ohne Gnade darinn verharren müßten! — Mich dünkt eine solche Scene würde den ersten Keim des Gedankens eines Kindermords ersticken, und durch eben den Instinct der Eitelkeit, der den Kindermord veranlaßt, den Kindermord verabscheuen machen: Denn das ist gerade die gröste Weisheit der peinlichen Legislation, daß die Strafen alles das doppelt geben, was der Verbrecher durch sein Verbrechen zu vermeiden suchen wollte: Armuth, wer Unrecht thut, um ihr zu entfliehen; Schande, wer sündigt sie zu vermeiden. Und eben das ists, was die Todesstrafen hier so unzweckmässig macht, weil sie mehr lezte Zuflucht vor dem Uebel, als wirkliches Uebel sind. Wie mancher hat sich selbst den Tod angethan, um eine Last abzuwerfen, die ihn schwerer drückte? — Doch

das ist alles schon so oft gesagt worden, daß es keiner Ausführung mehr bedarf.

Aber, sollte denn auch noch jemand so wenig Menschenkenntniß haben, daß er glaubte, es würde doch die Aufhebung der Todesstrafe den Kindermord befördern; so wird ihn wenigstens der weitere Vorschlag des Wudbianers beruhigen, nach welchem alle die Weibsleute, die um die Kindermörderinn zur Zeit ihrer Schwangerschaft gewesen sind, und sie nicht angezeigt haben, und ich setze noch hinzu, der Schwängerer selbst, der um die Schwangerschaft wuste, gestraft werden sollen.

Der Kindermord wird meist durch die Furcht vor der Schande veranlaßt. Diese Furcht ist in der Unglücklichen, zumal bey der Abspannung in der Geburt, zu allem fähig, und verdient Barmherzigkeit: aber bey den Müttern, bey den Schwestern, bey den Mägden, bey dem Schwängerer verdient sie keine! — Zwar verlange ich von diesen nicht, daß sie die Unglückliche der Obrgkeit anzeigen sollen. Nein! Es stehe ihnen frey, sie vor aller Schande, vor allem Ungemach, das ihr natürliches, aber unglückliches Versehen nach sich zieht, zu retten; aber dem Geistlichen im Ort sollen sie die Anzeige thun, und das nicht

in der Beichte, sondern im Vertrauen als dem Vater seiner Beichtkinder. Der soll dann rathen, aufmerken, helfen, und alles mit aller Vorsicht anwenden, daß das zu befürchtende Unglück verhütet werde. Auch bin ich fern zu verlangen, daß das immer bey jeder Schwängerung geschehen soll; findet die Mutter, finden die Geschwistrige, die Mägde, der Schwängerer sichere Mittel, die Frucht vor der Mutter Verzweiflung zu retten, so sey's ihnen erlaubt, sie so geheim anzuwenden, als sie wollen; aber auf ihre Gefahr, d. i., daß wenn sie diese Mittel nicht anwenden, oder fruchtlos anwenden, die Weiber alle, und der Schwängerer, ohne Ansehen der Person, mit dem Zuchthaus auf viele Jahre, oder mit schwerer Geldbusse bestraft werden.

Diese Verordnung ist nicht ungerecht. Es ist schlechterdings unmöglich, daß ein Hausweib nicht an ihrer Magd, ein Nebengesind nicht an ihrem Nebengesind, eine Mutter nicht an ihrer Tochter, eine Schwester nicht an der Schwester, ein Weib nicht an dem andern die Schwangerschaft entdecken sollte; und weiß der Schwängerer davon, so ist es ihm so leicht, sich dem Mann, der ihn und die Unglückliche zu schonen, so strenge Pflicht auf sich hat,

anzuzeigen. Sind aber auch Fälle möglich, wo der leichtsinnigen Mutter, und den leichtsinnigen Weibsleuten, die um die Geschwängerte waren, die Schwangerschaft verborgen bleiben konnte, so ist eben der Leichtsinn schon strafbar.

Eben dieses Gesetz hat dabey noch einen Nebenzweck, auf welchen es nicht weniger wirksam erfunden werden wird; nemlich, daß Eltern, Geschwistrige, Herrschaften, und wer sonst bey solchen Unglücklichen ist, sie mehr vor aller Gelegenheit zur Hurerey bewahren werden; und daß die Unglückliche selbst, die sich nun von so vielen Aufsehern umringt findet, ehe die ihr eröfnete Freystatt erwählen, als sich der Gefahr einer Entdeckung aussetzen wird.

Was endlich noch der **Wudbianische** Rathgeber von den Mitteln, die Hurerey und die Unzucht auf dem Land zu verhüten angiebt; die Verbesserung der Religion und der Schulanstalten, der Geistlichen und der Schulmeister, und die Gestattung mehrerer öffentlicher Freuden des Landmanns, das rechne ich unter die nicht auszuführenden Vorschläge, die der Aufgeber der Preißfrage nicht annehmen will.

Damit man aber doch einiger massen, wenigstens leichter als aus dem bisherigen Räsonnement, einsehe, was, und wie jeder dieser Vorschläge ausgeführt werden könne, so sey mir erlaubt, diese Abhandlung noch mit einer Formel des Edikts zu schliessen, das der König von **Wudby** etwa hätte geben können, wenn er die Vorschläge des Wudbianischen Rathgebers, und seines disgratiirten Ministers hätte annehmen wollen. Dieses Edict würde etwa so gelautet haben:

Wir ꝛc. ꝛc. haben in Erwägung gezogen, wie in Unserm Königreich **Wudby** bisher sich so viele schlechte Sitten eingeschlichen, und dadurch neben vielen andern Lastern auch die Unkeuschheit sehr über Hand genommen, auch seit verschiedenen Jahren sehr viele Beyspiele von Kindermorden sich ereignet haben. So sehr wir nun dadurch bekümmert worden sind, und so gern wir bald diesem einreissenden Uebel abgeholfen wüßten, so haben wir doch gefunden, daß die Verbesserung der Sitten, die das erste und einzige Mittel zur Heilung aller moralischen Gebrechen ist, nur sehr langsam von statten gehen kan, und auch das nicht anders, als durch die Beyhilfe guter und

erleuchteter Menschen. — Da wir aber deren sehr wenige um uns, und in unsern verschiedenen Departements haben; so haben wir vor allen Dingen, zwey unserer getreuen Diener, deren Werth, Einsicht und Rechtschaffenheit wir erprobt haben, bestellt, welche ohne unsrer Cassen, und unserer Gnadenbezeugungen zu sparen, alles was sie von rechtschaffnen, fähigen und einsichtigen Männern kennen, ohne Rücksicht auf ihren Stand und Geburt, um uns zusammen bringen sollen, um aus ihnen ein geheimes Conseil zu errichten, mit welchem wir den Plan überlegen wollen, wonach zuvörderst unser eigner Hofstaat, so wohl männlich als weiblich, zu bessern Sitten gezogen und nachher das ganze Land, durch unser Beyspiel, wenigstens so weit gebessert werde, daß der Eitelkeit und Trägheit, die wir für die Quelle aller Laster halten, gesteuert, und hingegen Fleiß, Industrie und Arbeitsamkeit eingeführt werde.

Inzwischen haben wir zur Vorarbeit dieses neuen Collegii, unserm Hofmarschall aufgegeben, zu berichten, was für Hofleute und Hofbediente uns am entbehrlich-

sten sind, und wie wir die welche wir nicht entbehren können, am besten zu beschäftigen, Mittel finden sollen. Unserm Kriegsrath haben wir ein gleiches in Absicht der Officiere und Gemeinen anbefohlen; den Chefs unserer Collegien haben wir änliche Befehle gegeben, und unsern katholischen Bischöffen und Consistorien haben wir ebenfalls Vorschläge abgefodert, wie unsre Mönche, und unsere Geistlichen zu beschäftigen, ihre Einkünfte aber so zu proportioniren wären, daß sie ihrem Zweck gemäß leben müßten. Denn wir glauben, daß wann unsere geist- und weltliche Diener nicht anfangen, das Beyspiel der Arbeitsamkeit zu geben, den Unterthanen um so weniger Reiz dazu übrig bleibt, da wir sogar hören müssen, daß eben die, die wir besolden, sich um so viel vornehmer dünken, je weniger sie bey ihren Besoldungen zu arbeiten haben. Desgleichen haben wir von einigen unserer, uns bekannten besten katholischen Pfarrern, und weltlichen Räthen, Vorschläge gefodert, wie sie glauben, daß die Schulstunden auf dem Land vermindert, und in denselben dennoch mehr

gelernt werden könne, als unsere Bauren=kinder dermahl wirklich lernen.

Unserm evangelischen Consistorio haben wir änliche Vorschläge abgefodert; die wir theils selbst unpartheyisch prüfen, theils von einigen, uns wohlbekannten evangelischen Pfarrern untersuchen lassen wollen.

Endlich haben wir auch unserer hohen Schule und unseren academischen Gymnasiis im Land, aufgegeben, die Mittel vorzuschlagen, wie ihre Studenten zur Arbeit und Subordination gebracht werden. (*)

Alle diese Vorschläge und Berichte denken wir endlich in dem gedachten geheimen Collegio durchgehen zu lassen; und wenn wir uns mit demselben über einen Plan, der auszuführen ist, verstanden haben; so sind wir entschlossen, die wenigen erprobten guten Menschen, die auf diese Art

(*) Etwas änliches ist in der wudbianischen Chronik enthalten, und ich werde vielleicht einmahl die Berichte des Marschallamts, des General=staabs, und der Schul=Ephoren in Wudby bekannt machen.

mit uns gearbeitet haben, in die verschiedenen Collegia unsers Landes zu vertheilen; woselbst ein jeder wieder, was er von erprobten guten Leuten findet, an sich ziehen, und in die Collegia und Beamtungen setzen, oder wenn er keine findet, sie nach seinem Wohlgefallen bilden soll; mit dem alleinigen Vorbehalt, daß die neu zu wählenden vorher ein Jahr, mit uns und den geheimen Räthen, die diesen Plan mit uns concertirt haben, leben, umgehen und arbeiten sollen (*).

Wir wissen wohl, daß dieser Unser Plan eine lange Zeit erfordert; zumal da wir wohl einsehen, daß die Wahl der Männer, die wir suchen, sehr schwer seyn muß, so lange zu den wichtigsten Bedienungen so viele gelernte Kenntniß erfordert wird; und wir also zugleich damit umgehen müssen, Unsre Gesetze, und die Administration der öffentlichen Fonds einfacher zu ma-

(*) Auch das hat der König von Wudby einmahl versucht, aber er wurde in den ersten 14 Tagen so hypochondrisch, daß seine Leibärzte ihm riethen sich zu jovialeren Gesellschaften zu halten.

chen (*); Wir finden aber zu gut, daß gute Sachen, in dem politischen und moralischen Verhältniß nicht anders als durch gute Menschen zu Stand gebracht werden können: und wollen uns also die Zeit nicht reuen lassen; haben deswegen auch unsern geliebten Cronprinzen zu gleicher Gesinnung mit Uns überredet, und ihm gleichen Antheil an diesem Plan gegeben.

Damit aber inzwischen dem Uns sehr nahe gehenden Unfug der Hurerey, und dem Verbrechen des Kindermords einsweilen so weit möglich in etwas Einhalt geschehe; so wollen und verordnen Wir

I. Daß von nun an zwar keine Kindermörderin mehr am Leben gestraft werde, dahingegen sollen die überwiesenen Kindermörderinnen, auf Lebenslang in die in unserer Hauptstadt **Wudby** zu errichtende Póni-

(*) Nach der wudbianischen Chronik waren für jede Einkünfte von $\frac{100}{m}$ Rthl. vier Einnehmer bestellt, und jeder hatte zwey Schreiber. Die ganze Einnahme wurde aber in 152 Cassen vertheilt, nach den Rubriken der Ausgaben-Rechnung.

tenzhäuser gesetzt werden, wo dieselbe täglich mit mässiger, aber anhaltender Arbeit in einer engen Clausur beschäftiget werden, und nach Gestalt der Sache, sechs oder zehen Jahr lang, jährlich einmal auf den Richtplatz geführt, und unter einigen Feyerlichkeiten, ihr öffentlich ihr Verbrechen und seine üblen Folgen vorgehalten, auch ihr gesagt werden soll, daß sie um dieses Verbrechens willen den Tod verdienet habe; daß man aber ihr das Leben deswegen gefristet, damit sie Zeit haben möge ihr Verbrechen zu bereuen, und durch wirkliche Besserung ihres Herzens, Vergebung dafür bey Gott zu erhalten.

Zum Andern wollen Wir: daß alle die Weibspersonen die um eine solche Kindermörderin in den drey letzten Monaten ihrer Schwangerschaft gelebt haben, und die davon dem Geistlichen ihres Orts keine Anzeige gemacht, nach Gestalt der Personen, mit vierjähriger Zuchthausstrafe belegt, oder mit einer zum Vortheil der Pönitenzhäuser zu bezahlenden Strafe von 1000 biß 10000 fl. nach dem Vermögen

und der Person bestraft werden sollen (*). Dabey soll auch der Schwängerer, wenn er der That und der Mitwissenschaft der Schwangerschaft überwiesen ist, und diese Anzeige nicht gemacht hat, neben dieser Strafe, aller Dienste bey uns unfähig seyn. Der Geistliche aber, welchem diese Anzeige geschieht, soll darüber nicht allein, dem Anzeiger einen von ihm unterschriebenen Schein der Anzeige geben, sondern auch ohne Zeitverlust, und ohne Benennung des Anzeigers, die angezeigte Person fleissig besuchen, und sie durch allen möglichen Zuspruch bewegen, ihr Geständniß zu thun; wird dieses nun gethan, so soll derselbe den Eltern die Eröfnung machen, und dann alles ihnen allein überlassen; wird aber kein Geständniß gethan, so hat er ebenfalls den Eltern im Vertrauen die Anzeige zu machen, und ihnen die gröste Aufmerksamkeit zu empfehlen, auch selbst daran nichts zu spahren, vielmehr, wenn er aus dem Ansehn der Person, die Wahrheit

(*) Das konnte in Wudby nicht ausgeführt werden, weil der Adel und die Leute vom guten Ton sich schämten, um ihr Gesind bekümmert zu seyn.

der Anzeige schliessen kan, dem Arzt des Hauses die Entdeckung zu machen. — Es wird aber dabey so wohl dem Geistlichen als dem Arzt bey Cassationsstrafe das engste Geheimniß anbefohlen; hingegen auch, wenn die angezeigte Person unschuldig befunden wird, so sollen deren Eltern oder Verwandte, sie, oder die Anzeiger desfalls weder blamiren, noch einer Injurie wegen, auf keine Weise verklagen dürfen.

III. Wollen wir in jeder Provinz Unsers Landes, nach Befund, etliche catholische Klöster oder evangelische Communitäten anlegen, in welchen drey biß vier Wittwen, ohne einiges Gelübde auf unsere Kosten erhalten werden; und diese Klöster oder Communitäten sollen ausgesetzt werden zu Freystätten, für diejenige Personen, welche sich schwanger befinden, und entweder den Haß ihrer Verwandten, oder die Schande der Unkeuschheit befürchten. Diese Klöster sollen verbunden seyn, jede Schwangere die sich bey ihnen angiebt, aufzunehmen, ohne nach ihrem Stand oder Namen zu fragen; ja so gar auch wirklich verlobte Nonnen, und ohne allen Unterschied der

Religion. Sie sollen sie ohne Entgeld pflegen, warten, trösten, erhalten, und bey ihnen niederkommen lassen, ihnen auch alle Freyheit lassen, so geheim und verborgen zu bleiben, als sie wollen; nur mit dem einigen Beding, daß immer eine der Klosterfrauen um sie sey, und daß die Geburt den Klosterfrauen übergeben werde, welche sie dann den Findelhäusern mit dem Kennzeichen das die Gebärerin will, zustellen sollen. Während ihres Aufenthalts in dem Kloster aber, sollen dergleichen Personen, damit kein Mißbrauch von dieser Unserer wohlthätigen Anstalt gemacht wird, mit verhältnißmässiger Arbeit, ihre anständige, aber ganz gemeine Kost verdienen. Die Klosterfrauen sollen, von eignen, von Uns zu bestimmenden Commissariis ernannt, und dabey vornemlich auf ihren eigenen guten Ruf und Character gesehen werden; und wir übernehmen dagegen die Vorsorge für ihre Kinder, wenn sie selbst welche haben, denen wir Bedienungen, und Unterhalt und Erziehung geben wollen, je nachdem ihre Umstände und Fähigkeiten es erfordern.

IV.

IV. Wollen wir ebenfalls auf unsere Kosten etliche katholische und etliche evangelische Findelhäuser errichten lassen, in welchen die Kinder nach der Religon, welcher dieses Haus gewidmet ist, erzogen werden, und in welchen solche Anstalten vorgekehrt werden sollen, daß die Kinder ganz ins Geheim, und ohne jemands Wissen, hinein gebracht werden.

V. Sollen von nun an alle Hurenstrafen gegen die Weibspersonen abgethan seyn; die Schwängerer aber sollen dagegen, in die bisher ihnen gesetzte doppelte Geldstrafe oder Leibesstrafe verurtheilt werden; und wenn sie einen Dienst oder Amt bey uns haben, noch ausser dem auf ein halb Jahr von der Besoldung suspendirt bleiben; denn, ob wir gleich Beyspiele haben, daß Mädchen aus Mitleiden für ihre Schwängerer auf deren Veranlassuug ihr Kind umgebracht; so sind doch theils diese Fälle sehr selten, theils auch gar nicht mehr zu befürchten, da so viele Mittel angegeben worden sind, wodurch die Niederkunft einer solchen Person verborgen werden kan. Und ob wirs gleich,

VI. In Ansehung des Ehebruchs und der Blutschande, völlig bey den bisher üblichen Gesetzen so lange belassen, bis wirs räthlich finden, die auf das lezte dieser Verbrechen bey uns gesetzte Todesstrafe aufzuheben; so wollen wir doch, damit nicht die üblen Folgen dieser Verbrechen, Anlaß zur Ermordung, der daher entstandenen Kinder geben, der geschwängerten Person, die entweder ihre Schwangerschaft selbst angiebt, oder eine der eröfneten Freystätte wählt, den Vater ihres Kindes selbst anzugeben, überlassen; und soll, wenn sie weder Ehebruch noch Blutschande eingesteht, weiter gar nicht gegen sie inquirirt werden; so wie auch gegen die, die eine der eröfneten Freystätte erwählt hat, keine Inquisition der Hurerey wegen, vorgenommen werden soll, wenn sies selbst nicht verlangt; in welchem Fall jedoch sie oder ihr Schwängerer die Freystatt, in welcher sie niedergekommen ist, schadlos halten muß. Die andern Blutschänder aber, und die, welche auf der That ergriffen werden, sollen nach den Gesetzen beurtheilt werden.

VII. Erwarten wir von unsern Collegiis Be-

richt, in wie fern das Hagenstolzenrecht wieder einzuführen; die Heuratsjahre zu bestimmen, und unsern Aemtern und Bedienungen, die Nothwendigkeit sich zu verheurathen, auferlegt werden kan! 2c. 2c.

Dieses wäre die Idealische Verordnung, und der Verbesserungsplan, den ein idealischer König, in einem idealischen Reich etwa machen könnte! Wenn aber derjenige, welcher die Preißfrage, über die ich schreibe, aufgegeben hat, etwas reelles verlangt, so rathe ich ihm dem Herrn, in dessen Land er seine wohlgemeinte Verordnung einführen will, und dessen Ministern, Räthen und Beamten, seine Frage so ans Herz zu legen, daß sie, die sie die Umstände kennen, unter denen sie arbeiten müssen, ihm nicht mit Abhandlungen und Decreten, sondern werkthätig antworten. Alles was ich und die übrigen Concurrenten zu dieser Preißfrage sagen können, ist und bleibt nur Worte, und kan höchstens einen oder den andern guten Gedanken erwecken, unter welchen doch der, den ich zum Motto erwält habe, der beste ist, wenigstens den Ton angiebt:

Linque Severa!

Fragment,
über die Aufklärung (*).

—— Δολιος γαρ ἀιων
Επ' ἀνδρασι κρεμαται,
Ελισσων βιοτου πορον.
Ιαταδ' ἐςι βροτοις
Συνγ' ἐλευθεριᾳ
Και τα. χρη δ' ἀγαθαν
Ελπιδ' ἀνδρι μελειν.
Pind. Isth. 8.

Ueber uns hängt eine Zeit voll Trugs, und verwirrt unsers Lebens Gang. Aber mit Freyheit, ist zu helfen auch dem. Und eine männliche Seele arbeitet besseren Hofnungen zu!

Unser Jahrhundert wird von sehr vielen, das Aufgeklärte genannt, und die Herausgeber dieses Magazins ins besondere, haben sich ver-

(*) Dieses Fragment steht in dem im Jahr 1784 zu Wien herausgekommenen Magazin für Wissenschaften, sehr fehlerhaft abgedruckt. Dieses Magazin sollte seiner ersten Einrichtung nach, Geschichte der Aufklärung im Oesterreichischen werden.

bindlich gemacht, von der Aufklärung in den österreichischen Staaten, Nachrichten zu geben. Es ist also sehr an seinem Platz, daß man anfange, über den Begriff sich zu verstehen, den dieses Wort in sich faßt.

Ich will mehr Fragmente einzelner Reflectionen und Speculationen, als eine philosophische Abhandlung darüber schreiben. Denn solche Dinge müssen von vielen Stimmen abhangen, von vielen Seiten angesehen, von vielen Köpfen durchgedacht, von den Meistern in jeder Wissenschaft geprüft werden, und sind meist bloß local!

Doch ist es nöthig, daß man davon spreche, damit man einsehen lerne, nach welcher Richtung man aufklären soll! Auch hat man nichts von solchen Spekulationen zu besorgen; denn wenn auch sich vielleicht am Ende zeigen sollte, daß wir noch sehr weit von der Aufklärung entfernt sind, so ist doch selbst das, dem Ganzen eben so nützlich, als es dem Privatmann nützlich ist, manchmal in seine Casse zu sehen, damit er wisse wie er stehe, und sich nicht vielleicht für sehr reich halte, wenn er der Armuth am nächsten ist.

Ich bin in dieser Sache so wie in allen

andern jedoch weit entfernt, meine Meinung und Gedanken, so entscheidend ich sie vortrage, für entscheidend anzugeben. Ich wünsche nichts mehr als daß sie von andern, bescheiden oder unbescheiden, beleidigend oder freundschaftlich, kurz, wie man will untersucht, und geprüft, bestättigt, widerlegt, gerechtfertigt, vermehrt oder verbessert werden mögen; denn ich halte, die Sache, zumal zu unserer Zeit wo wir die Aufklärung mehr brauchen als jemal, und wo jeder noch so eingeschränkter Kopf, sich zum Aufklärer und Reformator aufwirft für so wichtig, daß ich gerne wie Themistocles sage:

Πάταξον μεν, ἄκουσον δε! (*)

I.

Die Sachen selbst und ihre Verhältnisse, ihre Ursachen und Wirkungen sind, was sie sind, ohne unser Wissen; sie sind davon unabhängig, das Wissen aber ist abhängig von ihnen. Dieser unzubestreitende Satz gibt uns eine Idee von zwey Fehlern des menschlichen Denkens, gegen welche die Aufklärung arbeiten soll. Unwissenheit und Irrthum. Jene ist, Mangel

(*) Schlage, aber höre nur. Plut.

an Begriffen, dieser ist Vorrath von falschen Begriffen. Das Werk der Aufklärung ist: viele Begriffe zu geben, und diese zu berichtigen, das ist, die Aufklärung muß jeden Begriff der Sachen, ihre Verhältnisse und ihre Ursachen und Folgen so geben, wie sie wirklich in der Natur sind.

Alles was ist, ist Einzeln, durchaus bestimmt, Individuum. Von allen Individuen Begriffe zu haben, ist dem Menschen unmöglich. Der menschliche Verstand macht sich also Classen und Unterclassen, und begnügt sich mit der Kenntniß der meisten Individuen, aus einzelen Zügen und Kennzeichen, wonach er seine Classen und Unterclassen bezeichnet, und nach diesen beurtheilt er die Individuen. Was seiner allgemeinen Idee, von Baum, Staute, Berg, Fluß änlich ist, das nennt er, und ist ihm Baum, Staute, Berg, Fluß!

Je weesentlicher und beständiger und deutlicher diese Kennzeichen sind, desto weniger ist der Mensch dem Irrthum ausgesetzt. Diese Kennzeichen werden aber abgezogen von der genausten Kenntniß der meisten Individuen in den meisten Verhältnissen, und Folgen die sie haben.

Die Menschen kennen die Dinge um sich herum, ihre Verhältnisse und Ursachen und Folgen, nicht aus dem Weesen und der innern Beschaffenheit der Dinge, sondern aus den Erfahrungen, die sie darüber machen. Das erste was also zur Aufklärung gehört, ist ein unbegränzter Vorrath von sichern, richtigen, genauen Erfahrungen.

Das Zweite wird seyn: eine auf diese Erfahrung gebaute eben so sichere Classification. — Die Schlüsse geben sich von selbst!

Wenn wir die Geschichte der Menschen durchgehen, so werden wir finden, daß alle die Dunkelheiten worinn sie schwebten, und aus welchen nun die Aufklärung sie retten soll, daß der Zustand worinn sie wie Aeschylus sagt:

Herum giengen, Augen hatten und nicht sahen, Ohren und nicht hörten, und herum tappten, wie in Schlaf und Traum;

daß der nur deswegen so wurde, weil die Menschen wenige sichere Erfahrungen von den Dingen, ihren Verhältnissen, Ursachen und Wirkungen hatten, und also sehr viel nicht wußten; was sie aber wußten, meist unter falsche Classen ordneten, entweder weil sie die

Sachen nicht recht kannten, oder weil sie ihnen gar noch Ursachen, Wirkungen, und Eigenschaften zuschrieben, die sie nicht hatten. — Der ganze Troß von Hypothesen, Aberglauben, Vorurtheilen kam bloß daher und muß weichen, sobald richtige Erfahrungen von vielen Dingen, viele Ideen geben, nnd richtige Classificationen erlauben und möglich machen!

II.

Es sind viele Dinge die der Mensch mit aller Anstrengung seines Verstandes nicht begreifen kann! Sie liegen ausser seinem Kreiß. Er hat kein Mittel mehr als einen einseitigen Begriff von ihren Wirkungen auf ihn, durchs Gefühl, oder auf andre, durchs Aug und Ohr, zu erhalten.

Von diesen Dingen kann er weder Begriffe haben, noch sie classificiren. Doch sind Wirkungen da, welche er den ihm bekannten Dingen nicht zuschreiben kann; Sind Erfahrungen da, die ihm ohne Wirkung scheinen! Dahin gehört Welt, ohne Schöpfer; denken, ohne Geist; dürftiges Menschenleben, ohne künftigen Zustand; u. d. g. — das ist seine terra incognita — Die Aufklärung muß diese finden, und muß den Geist des Menschen in seinen

Urtheilen von diesen zurückhalten, muß ihm die Unmöglichkeit durchzuschauen darlegen, aber die Gründe zur Ahndung, Vermuthung, Hofnung, in all ihrer Stärke zeigen! — Dadurch widerstrebt die Aufklärung dem Unglauben, und lehrt reinen weisen Glauben, der sich den grösten Wahrscheinlichkeiten allein dahin giebt.

III.

Schwedenburg sagt: die Geister im Merkur wären neugierige Geister. Sie wollten viele Dinge wissen, aber sie brauchten sie nicht, wenn sie sie wüßten! Es kan seyn, daß es eine Aufklärung dieser Art giebt. Die, von welcher ich spreche, ist anders; sie soll den Zweck haben: das Menschengeschlecht glücklich zu machen! — Ehe man eine Arbeit vornimmt, muß man erst den Zweck kennen, worauf sie wirken soll. Die Aufklärung soll also die Menschen zuerst darüber erleuchten; was ist das Glück der Menschen?

Wenn ein Weiser diese Frage sich allein für sich selbst beantworten wollte, so würde er es vielleicht nicht schwer finden, sich seinen Zweck zu setzen. Er würde bald merken, daß er nur durch die Masse seiner Empfindungen existiere,

daß diese Empfindungen ihm zum Theil wohlthun, zum Theil nicht; daß er Organe und Kräfte in sich hat, einige dieser Empfindungen zu erregen, zu fördern, zu erhalten, wenn sie ihm wohl thun, andere abzuwenden; daß aber auch viele von der ihn umgebenden Welt in ihm erregt werden, denen er nicht widerstreben, die er nicht abwenden kann, die er ausdauren muß. Er wird ferner beobachten, daß die Empfindungen zum Theil sich ändern mit den Umständen und Jahren; daß einige mit diesem Leben, mit der Auflösung dieses Körpers aufhören, andre aber in dem Leben schon beständig, und von dem was im Tod uns sichtbarlich abgeht, so unabhängig sind, daß entweder kein künftiger Zustand seyn muß, oder daß, wenn einer ist, diese Empfindungen mit hinüber gehen müssen.

Aus diesen Beobachtungen seiner selbst, wird er sich über seine Pflicht aufklären, oder was eben so viel ist, einsehen, wie er sich glücklich machen soll. Er wird eine Ordnung unter seinen wohlthuenden Empfindungen machen, und die, welche beständig, hier und wahrscheinlich, ewig, dort wohlthun in die erste Reihe setzen. Er wird allen andern, sie mögen so wohl thun als sie wollen, entsagen, wenn

sie diese hindern oder stören; er wird alle die Organe und Werkzeuge, die er hat, die ersten hervorzubringen und zu erhalten, in sich bessern, schärfen, bearbeiten, und denen die nicht von ihm abhangen, wird er, was die weise Stoa thate, den Geist der Duldung entgegen setzen; oder er wird, was der weisere Sokrates that, immer so viele ihm wohlthuende Empfindungen bey sich im Schwung erhalten, daß den schmerzenden dadurch ihr Stachel benommen und ihre Last erleichtert wird! Auf diese Richtung wird jede seiner Anstrengungen zur Aufklärung seiner eignen Augen gehen. Er wird, von seinem Herzen gelehrt, sich überzeugt haben, daß Liebe der seeligste, beständigste Genuß ist, der auch über das Grab folgen muß, wenn da noch eine Empfindung übrig bleibt: nun wird er suchen was Menschen, was Thiere, was Pflanzen und Steine, was Geister und Gott ihm geben können, um das Gefühl ewig in ihm zu erhalten, täglich zu vermehren; Er wird von dem allem, seine Begriffe aufklären, dann in seinen Busen greiffen, und suchen wie er ihnen abverdiene die Seeligkeit, die er von ihnen erwartet. — Das wird ihn gerecht, gutthätig, theilnehmend, herzig, treu, freundschaftlich, warm, ädel, und groß machen, wird ihn erheben über alle Selbstigkeit, alle Eitel-

keit und ihm ein Licht anzünden, das seine dunklen Wege und Aussichten aufkläret, wie der helle Mittag. Eine andere selbstständige, ewig ihm wohlthuende Empfindung wird er finden, in dem Genuß des Reichthums seiner Begriffe, in der Rundheit, der Ganzheit seines Kopfs in in der Wahrheit seines Denkens. Nun wird er ausgehen und Begriffe sammlen, und sie wiegen und prüfen und an Erfahrung halten, und auf sie achten. Er wird die Kräfte seiner Werkzeuge messen, mit kluger Demuth an der terra incognita vorbeischiffen, wohin sein Fahrzeug ihn nicht führen, wo er nur hinüber ahnden kann; aber an dem bekannten Land wird er sicher ankern, und unerschrocken wandern. Er wird bald unterscheiden lernen, wo er richten, wo er nur vermuthen kann; bald entdecken die Lücken seines Denkens, und selbst die mit der Ueberzeugung ausfüllen, daß er sie nicht ausfüllen könne.

So wird er ergreiffen was die Weisesten vergebens suchten, Wahrheit, wird leben in ihrem Licht, und trunken werden von ihren Ergiesungen.

Und hat er sie diese beide Empfindungen, so wird von selbst die dritte folgen. Nicht die gefühllose Ruhe der Seele, die so viele predigen;

sondern der Genuß des unerschöpflichsten Reichthums der Seele an Liebe und Wahrheit, der alles Uebel von aussen überwiegen kann, und der ewig, unabhängig in ihr dauret, und nur mit ihr zu Grund gehen kann, weil er nicht von aussen her erbettelt, sondern in ihr selbst gepflanzt und befruchtet worden ist.

Und in dem Genuß dieses Reichthums wird jede andere schmeichlende Empfindung, wenn sie auf seine Kosten erkauft werden muß, ihm zu theuer scheinen. Jede andere drückende schmerzende Empfindung ihr Gewicht verlieren, daß er ganz dastehe, wahr, vest und gut, wie Männer stehen sollen!

So wird dünkt mich der Weise sich aufklären; denn sein Glück, der Zweck seiner Aufklärung ist ihm gewiß. — Aber was ist Aufklärung der Nation? was ist da in den tausend und tausendfachen verschiedenen Ansprüchen, auf tausend und tausendfach verschiedenes Glück, bey tausend und tausendfach verschiedenen Umständen, Kräften, Empfindungsvermögen für ein Zweck zu setzen?

IV.

Es ist vielleicht zu viel verlangt, daß der weiseste, beste Mensch so aufgeklärt seyn soll; wie ich den Weisen mir in seiner Aufklärung idealisirte. Wie kann ich das von einer Nation verlangen? Zwar das Haupt-Ingredienz in der Masse menschlicher Glückseeligkeit, Genuß der Wahrheit und Genuß der Liebe gehen durch alles durch, sind Seeligkeiten, auf die jeder Anspruch macht, auch wenn er nicht nach ihnen ringt; aber, groß muß der Reichthum an ihnen seyn, wenn das allein genug seyn soll. Ueberfluß seine Bedürfnisse zu sättigen, Ehre, körperliches Wohlseyn, Vergnügen gehört auch in diese Masse der Glückseeligkeit, so bald man von dem Glück der Nation spricht; und alles dieses wird nur eingeschränkt durch den Stand und Ort wo jeder steht. Das Glück einer Nation ist also wohl das: Wann jeder in seinem Stand so viel Begriffe, so viel Ehre, so viel Ueberfluß, so viel körperliches Wohlseyn, so viel Vergnügen hat, als dieser sein allgemeiner Menschen- und sein bestimmter Bürgerstand erfordert, und dabey ein so weites, so warmes, so liebvolles Herz in ihm schlägt, als nöthig ist, nie leer zu bleiben. — Ob wir nach diesen Begrif aufgeklärt sind, ob die Rich-

tung unsrer Bestrebung nach Klarheit, den Weg nimmt, das urtheile wer den Begrif billiget.

V.

Es war ein aufgeklärtes Zeitalter, das Zeitalter der patriarchischen Einfalt, wo niemand mehr wußte als er wissen mußte für sein Haus, aber jeder liebte mit ganzer Seele, was in dem Haus war, vom Weib das an seinem Busen lag, bis auf das Lamm das auf dem Gräse sprang.

VI.

Worte geben nur Worte! der Aufklärer einer Nation muß wirken. Er muß, dünkt mich, damit anfangen, jedem seinen Stand so lieb zu machen, daß er gern darinn verweile, daß er nicht erschrecke, wenn er aufgeklärt wird, ihn kennen zu lernen.

Der allgemeinste Stand, den wir nie verlieren, ist der Stand des Menschen. Der Aufklärer, der weder Menschen liebt, noch für sie sorget, der ihr Blut hingiebt wie Wasser, wenn sein Stolz oder sein Eigensinn, oder seine Habsucht gebietet, wird umsonst an Auf-

klärung

klärung arbeiten; auch wirds der, der vergißt, daß er Mensch ist, und wenn sein Bruder von Adam her, ihm sein Herz öffnet, in Seinem nichts hat, hineinzulegen.

Auch der arbeitet vergebens, der dem Menschen seine Ansprüche an Menschen-Wohl versagt, der dem Vater und der Mutter nicht läßt die Freude an dem Sohn, den sie aufblühen sahen vor sich, und der die Stütze ihres Alters seyn sollte; wer stört die häuslichen Freuden, wer mit melancholischer Aengstlichkeit die Reihen verstummen läßt, und die Füsse der Tanzenden aufhält am Tag der Freude, der arbeitet vergebens!

Auch der arbeitet vergebens, der des Menschen Gedanken nur modelt nach seinen; der wähnt zu verbieten, daß man nichts sehe, als was er sieht, nichts höre, als was und wie er hört.

Der zweite allgemeine, aber eingeschränktere Stand, ist der Stand des Bürgers.

Ein Despot kann kein Aufklärer seyn, und die Nation des Despoten kann nie aufgekläret werden; das halbe Leben ist verlohren, wenn Freyheit verlohren ist, sagt ein weiser Alter!

Niemand klärt sich auf, als um seiner selbst willen; um des Despoten willen klärt man sich nicht auf! unter ihm geschieht aber alles um des Despoten willen!

Dem Unterthan eines Despoten kann man keinen grausamern Dienst thun, als wenn man ihm seine Augen eröffnet über seinen Zustand. — Es ist das Gefühl des Satans im Milton:

O ſun — — — I hate thy Beams,
That bring to my remembrance from what ſtate
I fell, how glorious once — — —
Till pride and worse ambition trew me down. (*)

Auch der weiseste, wohlthuendste, beste Despot, auch Usong, mit allen seinen Tugenden, kann kein Aufklärer seyn. Mich dünkt ich höre den aufgeklärten Bürger sagen: „O „du weiser, guter Usong! du hast niemand „Unrecht gethan, hast viele Mißbräuche abge„schaft, viele Unterdrückte gerettet, viel Recht „gethan, aber wehe uns, daß wir das Recht, „das Gute nur aus deiner Hand nehmen,

(*) O Sonne! Ich hasse deine Strahlen! Sie erinnern mich, von welcher Höhe ich gefallen bin! O wie glänzend neulich, bis Stolz und schlimmerer Ehrgeiz mich herabgestürzt!

„ die sich schliessen kann, sobald dein Unverstand oder dein Eigensinn will! Als Mensch, nehm ich Gutes und Recht aus der Hand Gottes und der Natur, die nie sie schließt, als wo die Weisheit gebietet; als Bürger, nehm ich es aus der Hand der Gesetze, die dann doch Alle binden, die dann doch, wann sie hier wehe thun, sicher anderswo auch wieder wohl thun. Ach! bey dir bin ich des Wohls und des Wehes nie versichert, denn Menschen sind übernächtig, und Usong-Salomo, wurde Usong-Tiberius!

Sollen Gesetze herrschen? Nein sagt Plato! Kann der Arzt sich eine Regel für den Kranken machen, die er nicht bei jeder Krise ändere? Plato vergleicht Dinge, die nicht zu vergleichen sind. Der Zustand des Kranken ist ein anomalischer Zustand; wer sich ein Gesetz der Diät macht, wird immer wohl fahren!

Wie viel Gutes wird verhindert, wenn nicht einer allein gebietet, wenn der Eine sich an jedes Gesetz stossen muß? — Wie viel? Wiegt die Summe des Guten ab, das bey Geringschätzung der Rechte und Gesetze geschieht, gegen das Uebel, das die Geringschätzung der Gesetze nach sich zieht! Eine aufgeklärte Politik

wird Unvollkommenheiten, die bey Menschen nicht vermeidlich sind, übersehen, und immer die Vestigkeit des Ganzen den stückweisen Revolutionen eines übernächtigen Enthusiasmus vorziehen!

Der Aufklärer muß Bürgerrecht erkennen! Wer Aufklärung kauft auf Kosten des Rechts, des Eigenthums, klärt auf wie Blitz aus einer dunkeln Wolke, auf einen Augenblick, dem schreckliche Nacht auf der Ferse folgt!

Wer aufgeklärt werden soll, muß in sich Werth fühlen; und wem bleibt Werth übrig, wenn Bürgerrecht nichts mehr ist, sondern alles Monarchenrecht!

Der dritte Stand ist der engste, der, den jeder in dem Staat wählt, wo er lebt!

Der weise Aepin hat in seinen russischen Schul-Anstalten wohl gesagt; daß in der Aufklärung das Verhältniß beobachtet werden müsse, daß kein Stand mehr als der andre aufgeklärt werde.

Die Aufklärung eines jeden Standes sezt voraus, daß jeder dem Staat wichtig gemacht werde, jeder sehen könne, wie er dazu beyträgt, jeder den andern achte; daß die Nation

oder ihr Oberhaupt, jeden gleich liebe, gleich verehre, gleich schätze, keinen verachte, keinen unterdrücken lasse!

Der Monarch, der aufklären will, muß jeden Stand kennen.

Der Stand derer, die ihr ganzes Leben damit zubringen, Kenntnisse zu sammlen, Begriffe zu berichtigen, Erfahrungen zu machen, abzuwiegen, auszubreiten, muß dem Monarchen der aufklären will, am nächsten zu Herzen gehen.

Der Monarch der nicht selbst Kenntnisse hat, und Wissenschaft liebt, und die hält, trägt, unterstützt, die sie bauen mit ächtem Genius, der sie nicht setzt über die Sorge des Lebens, der sie nicht schmükt mit Ehre, wird nie ein taugliches Werkzeug zur Aufklärung seyn!

Mich dünkt, wenn die Scene, wo die Nation lebt und handelt, die aufgeklärt werden soll, so vorbereitet ist, so wird die Aufklärung von selbst folgen; werden von selbst die Irrbegriffe, Irrlehren, Aberglauben, Unglauben, Vorurtheile fallen. — Man irrt, wenn man glaubt, der Mensch sey zu dumm sich selbst aufzuklären, man müsse ihn immer am Gängelband führen. Unter einer weisen Regierung,

die Menschenrecht und Menschenwerth erkennt und verehrt, wird jeder sein Maaß von Aufklärung nahebey von selbst erreichen! Die Dumpfheit der Menschen die man ihnen vorwirft, ist nur Rausch, womit sich der Unglückliche betäubt, daß er sein Unglück nicht fühle! Sein Aberglaube, Vorurtheile, Irrwahne sind oft nur Gauckeley, womit er sich vertheidigt gegen ungerechte Gewalt, und indem er ihr die Augen blendet, aus dem gemeinen Schiffbruch rettet was er kann!

VII.

Man fängt immer die Aufklärung an der Theologie an. Die Mißgriffe, die Unsere that, stehen auch dem schwächsten Kopfe blos. — Mich dünkt, sie sollte an der Politik anfangen. Die erste Sorge des Menschen ist für seinen äussern Zustand. Wenn der nicht gut ist, so kann nur Verzweiflung, oder eine sehr grosse Seele zur Arbeit am Geiste spannen.

Der erste Grundsatz der Vernunft in der Politik, also der erste, den die Aufklärung vestsetzen muß, ist: Gerechtigkeit! Wann ich in einer Nation einmal den Grundsatz oben anstehen, in einem Ministerium ihn als principium collegii vest setzen, ihn dem principio

convenientiæ nachstehen sehe, dann werde ich Hoffnung an die Aufklärung dieser Nation haben.

Eine aufgeklärte Politik würde, denke ich, so raisoniren: — Mein Zweck, worauf ich arbeite, soll seyn, intensive Stärke, nicht extensive. Ich sehe die extensive Grösse breitet sich, wie Shakespear sagt, aus, gleich einem Kreis im Wasser, der desto ehe vergeht, je grösser er wird. Intensive Stärke erhalte ich durch Treue, Liebe, Mannhaftigkeit meiner Unterthanen, durch ihren Reichthum, durch ihren Patriotismus. Das alles kann ich aber bey ihnen nicht hoffen, wann ich sie nach Willkühr beherrsche, wann ich ihnen kein Recht lasse, oder doch alle von meiner Willkühr abhängig mache, wann ich jede Nerve ihrer Seele zerschneide; wann ihr Eigenthum, wann ihre Vorrechte mir nicht heilig, nicht unverletzlich sind!

Klugheit, Gerechtigkeit der Regierung, und Liebe der Nation schützen besser als die unzähligen Armeen. — Es ist, dünkt mich, ein Problem, das nur die Aufklärung in der Politik auflösen kann: Ob es einer Nation besser sey, von ihrer eigenen Lohn-Armee, oder

von des Eroberers Armee aufgerieben zu werden?

Seit dem der Krieg eine so schwere Kunst worden ist, wie alle andere zum Leben nöthige Wissenschaften, seitdem sind grosse, stehende Armeen fast unumgänglich nöthig, allein für den, der nur Schutz durch sie sucht, nur fast: die Eifersucht des Uebergewichts ihrer Feinde oder Nachbarn, wird eine gerechte, genügsame Nation, von einem grossen Theil dieser Last entladen. Die Nation die sich so beträgt, daß sie selbst ein Gegenstand der Eifersucht wird, kann diese Unterstützung nicht hoffen.

Eine aufgeklärte Politik will nicht erwerben, wird nicht in den veralteten Archiven Titel hervor suchen, um Ansprüche zu begründen und Manifeste auszuschmücken; — Sie wird sorgen, daß was sie hat, dauerhaft, vest und sicher bleibe; und unverbrüchliche Gerechtigkeit; Mannhaftigkeit und Klugheit wird ihr eine mächtige Armee seyn. Cyrus, Alexander, Athen, Rom, und wie viele sind in der Politik mit der Aufklärung nicht so weit gekommen? — Aber wir leben in einem aufgeklärten Zeitalter!

Eine aufgeklärte Politik wird nur die besten

und weisesten und wahrsten, und mannhaftesten Menschen, nicht die reichsten, wohlfeilsten, weichsten, biegsamsten, am wenigsten die, an die Spitze ihrer Geschäfte stellen, die nur die Vorrechte ihrer Geburt anführen können.

Eine aufgeklärte Politik wird die untergeordneten Bedienten nicht zu Sklaven der übergeordneten machen, sie wird jedem Stand und Rang die bürgerliche Ehre zu geben wissen, ohne die das edelste Herz sich bricht.

Eine aufgeklärte Politik wird die Geschäfte so viel simplifiziren als möglich ist. Sie wird der Diener und Geschäftsmänner machen so wenig als möglich; wird wissen, daß nicht Aufseher der Aufseher, sondern kluges Vertrauen den treuen Diener mache. Sie wird nicht geitzen an ihrem Arbeiter, wird nie seinen Geist drücken mit überwiegender Last, nicht sein Herz brechen mit unedlem Mißtrauen, und stolzer, harter, demüthigender Behandlung.

Eine aufgeklärte Politik wird wenige Gesetze haben. Wo die Politik das Beste der Nation zum Zweck hat, sind sicher immer wenige Gesetze, und viele Anstalten; wo wenig Anstalten und viele Gesetze sind, da ist sicher

der Regent, Zweck seiner Politik, nicht die Nation. — Die Politik ist nicht aufgeklärt, wo die Nation nicht ihr Zweck ist.

Eine aufgeklärte Nation wird männlich, entscheidend, großmüthig seyn, sie wird wenig von Negociationen wissen, noch weniger von Spionen. Sie wird ihre Schranken kennen, ihre Resourcen, und wird sich damit begnügen.

Eine aufgeklärte Politik wird wissen die Menschen zu leiten, wohin Weisheit und Gerechtigkeit und Tugend sie haben will. — Eine unaufgeklärte wird ruffen Marche! und glauben, sie giengen.

VIII.

Nach vielen Stössen und Kämpfen ist endlich die Theologie nahe bey so aufgeklärt, daß sie nicht mehr wagt Glauben zu gebieten! — Ob die Aufklärung viel weiter gehen sollte, scheint mir noch ein Problem.

Die Theologie ist, wenn sie aufgeklärt wird, nur ein Wartthurn, der in die terra incognita weist. — Die unaufgeklärte, will eine Karte davon geben, und es wird nova atlantis Lucianische veræ Historiæ.

Wenn man uns einen rechten Begriff von den alten Mysterien gegeben hat, so war man in Egypten und Eleusis doch aufgeklärter als bey uns.

Mich dünkt, man dachte da so: — Religion ist nur gebaut auf Wahrscheinlichkeit Ist sie geoffenbart, so gründet sie sich auf historische Wahrheit; und die Offenbarung und historische Wahrheit ist nur Wahrscheinlichkeit im Auge der prüfenden Vernunft; ist sie blos philosophisch, so ist sie auch nicht mehr, denn was weiß der Philosoph mit Sicherheit von Gott, von seinem Zweck mit dem Menschen? Was von seiner Seele, von ihrem künftigen Leben? Wahrscheinlichkeit ist unwirksam, wenn das Herz sich nicht in die Wage legt. Das können wir von allen nicht hoffen! Laßt uns also nur denen, die ein Herz haben, welches das wahrscheinliche Gute überwiegend macht, in der heiligen Höhle der Weihe gestehen, daß es nur höchste Wahrscheinlichkeit sey, die uns an Gott, und an die besseren Geister bindet. — Vor ihrem Auge lauffen wir keine Gefahr, denn ihr edles, warmes, reines Herz wird mit Wollust an dem Gedanken hangen, und sich so warm seiner wahrscheinlichen Hoffnung freuen, so warm auf ihre Erfüllung arbeiten, als wärs

Evidenz. Aber dem gemeinen Haufen, dessen Herz den Werth nicht hat, wollen wir unsere wahrscheinliche Hoffnung, für Wahrheit verkaufen.

Ich glaube, die aufgeklärte Theologie sollte noch so handeln!

Die Religion kann unmöglich ächt und rein seyn, wo viele spitzfindige Fragen über Dinge vorkommen, die der Mensch nicht wissen kann! Sinds Dinge, die dem Herzen nichts sagen, nichts nutzen und Spitzfindigkeiten nutzen dem Herzen immer nichts, — so nimmt sie weder der Geweihte noch der Ungeweihte an. Jener nicht, weil sein Herz sich nicht auf die Waagschale legen kann; dieser nicht, weil er nicht einmal weiß, wovon die Rede ist! Sinds Dinge, die dem Herzen etwas sagen wollen, so verwirren sie diesen, und jener verachtet sie, weil er weiß, daß die Philosophie des Herzens nicht spitzfindig ist!

Eine Religion ohne Ceremonien ist gut für den Geweihten; er macht sich seine Ceremonien selbst; denn sein Herz wirft ihn auf die Knie wenn er von Andacht überströmt; seine Hand hebt sich von selbst zum Himmel, wenn es in ihm drängt den Gott, oder den Geist zu

fassen, den er an sich schliessen möchte; sein Aug schauet von selbst hinauf, wenn er auf Einfluß von oben wartet, und in der besten Stunde seines Lebens spricht sein Geist von selbst unaussprechliche Gebete. — Für den Ungeweyhten ist eine Religion ohne Ceremonien gefährlich! Er muß mehr an den Priester glauben als an den Stifter der Religion, wenigstens diesem nur um jenes Willen, und wie kann er das, wenn er den nicht handeln sieht? Ihn reden hören thuts nicht allein, es schadet oft, denn spricht der Priester ohne eigenes Gefühl, so schadet sein Wort seiner Lehre; aber wenn er vorgeschriebene Ceremonien vornimmt, an die das Volk gewöhnt ist, so bleibt es an der Handlung stehen, und fragt nicht: was denkt der Handelnde dabey?

Ist also die Religion Betrug? Das sey ferne! Wahrheit ist ein geschlossener Kreiß; Wahrscheinlichkeit ein Kreiß mit Lücken. Der Geweihte stopft diese zu mit seinem Herzen, seinem besten Gefühl; dem Ungeweihten werden sie verdeckt durch das Vertrauen auf den guten Priester und die Feyerlichkeit des ceremoniösen Dienstes. Beyde gehen einen Weg am Hang des Felsen! der Geweihte sieht den Abgrund, aber sein männliches Herz vestigt seinen Schritt;

den Ungeweihten führt der Priester am Abgrund vorbey, ohne daß er ihn sieht.

Wenn der Priester so wichtig ist, wird es Aufklärung seyn, ihn so tief herab zu würdigen als viele Layen wünschen?

Wenn es Aufklärung ist, dem Volk den Glauben zu nehmen, den es an den Priester hatte; so ists eine von denen, die ein weiser Mann nicht wünschen sollte! Der gröste Mangel an Aufklärung im geistlichen Stand war, und ist noch bey allen Religionen: daß die Geistlichen nicht zusammen halten wie die Männer, sondern wie die Weiber im Euripides.

Γυναικες μεν ἐσμεν, φιλοφρον αλληλων γενος,
Σωζειν τε κοινα πραγματα ασφαλεσταται. (*)

Das Korps der Officiere hält auch zusammen, aber der Bruder stößt den Bruder aus, wenn er einen schlechten Streich begeht; der Pfaffe am Tagus macht sich, gegen den Layenstand, zum Advokaten des Pfaffen am Ganges, wenn er ein Teufel wäre; und daher kommts,

---

(*) Wir sind Weiber, wir halten alle zusammen, und helfen einander durch wo wir können.

Eur. Iph. in Taur.

daß alle für einige gehaßt, verachtet, mißhandelt werden. — Die Klerisey, die Lutherische und die Catholische, sind schlecht über ihr Intresse aufgeklärt!

Jede Religion, welche ihre Hofnung auf künftiges Zusammenleben mit Gott und guten Geistern setzt, wird Einsiedler und Mönche haben, vom Braminen bis zum Herrenhuter. Soll Aufklärung diesen Geist nehmen? Der ächte Bramine, und der ächte Karthäuser, jeder ächte Contemplant ist, dünkt mich, dem Aufgeklärten sehr ehrwürdig! — Wer ist der ächte? der es aus Beruf seines Herzens ist! der Beruf ist aber so selten! wo man sie zu tausenden in einer Nation zählt, da hat der Braminen- und Mönchs- und Contemplantengeist gewiß eine falsche Richtung genommen! Wie giebt man ihm die rechte? Vielleicht durch Zerstreuung der überflüssigen contemplanten Gesellschaften; aber sehr vielleicht! Denn wer bürgt mir dafür, daß in den bleibenden, lauter ächte sind? wer, daß in den aufgehobenen lauter unächte waren? Und den ächten Contemplanten aus seiner Freystatt, in das Gewühl des Menschenlebens werfen, ist doch fast so gut als seinen kranken Gast aus seiner Thüre stossen, wenn draussen Sturm und

Regen wütet! Auch den Schwachen ausstossen ist hart für ihn. Ich weiß, man sagt, er kann arbeiten, kann der Gesellschaft nutzen; aber der König Lear hat Recht:

Infirmity does still neglect all office
Whereto our Health is bound. (*)

Und sollten alle die unnützen Glieder der Gesellschaft ihre erworbene Ansprüche auf ihren Unterhalt verlieren; wie leer würden die Höfe der Grossen werden? Mich dünkt, veste Anhänglichkeit an die erste strengste Regel des Braminen- und Mönchstandes, ist die Bedingniß, worunter die Gesellschaft ein jedes Glied aufgenommen hat. Sie kann Erfüllung dieses Bedingnisses fodern; der Aufklärer kann seine strengste Beobachtung gebieten, kann verbieten, daß niemand mehr, auch auf die Bedingnisse aufgenommen werden soll. Aber wer schon aufgenommen ist, und sich der Bedingniß unterwirft, und sie genau gehalten hat, oder sie nur in der Zukunft genau halten will, der hat ein erworbenes Recht auf die Gesellschaft! — Gewiß! wenn in den contemplanten Gesellschaften die

(*) Kränklichkeit kann nicht den Pflichten nachkommen, die veste Gesundheit auflegt.

die strengste Beobachtung ihrer Regeln zur Pflicht gemacht wird, wann der, welcher im Stand der Vernachlässigung sich hinein begeben hat, und nun die alte Strenge nicht mehr leiden mag, Erlaubniß erhält den Vertrag aufzusagen, gegen einen mässigen Abtrag, den die Billigkeit ihm schuldig ist; so werden die ächten Contemplanten bald von den unächten gesichtet seyn; und wann in der ganzen Nation nur einige Zufluchtsorte sind, wo ein künftiger Contemplant, unter Beobachtung der strengsten Regel, ohne die kein contemplativer Stand gedenkbar ist, Unterkunft findet, so wird bald der Contemplations-Geist seine Richtung finden. —

Sollen Contemplante, Priester seyn? sollen sie Volkslehrer seyn? der ächte Geist der Contemplation kan nie ausser sich wirken; und eine aufgeklärte Nation setzt alles an seine Stelle!

Eine aufgeklärte Nation giebt nie dem Priester Gewalt, ein aufgeklärter Priester will nie gebieten.

Die Religion ist Moral des Himmelslebens; Eine aufgeklärte Nation macht die Religion

nur zur Begleiterinn der Moral der Erdelebens, setzt sie nie an ihre Stelle!

Religion soll nur die Aussicht aufs künftige Leben erweitern, nicht das Gegenwärtige verdunkeln, aus dem Gesichtskreiß stellen. Es ist unmöglich, daß der Mensch erst jenseits des Grabes ein anderes Leben anfange!

Es giebt Religionen die stupid machen, muß eine aufgeklärte Nation auch die toleriren?

Die Frage von der Toleranz würde nie aufgekommen seyn, wenn die Religionen kein Eigenthum, keine bürgerliche Rechte erworben hätten, wenn ihre Priester sich mit ihrem Lebensunterhalt hätten begnügen müssen, wenn sie mit Religion genug gehabt hätten, und nicht Theologie hätte erwerben müssen.

Wenn man den Schuhmacher der in die Zunft will, vor allen Dingen fragt: was er von Gott hält, ehe man ihn fragt: was er von den Schuhen hält; so ists unvermeidlich, daß der Artikel von Gott, Zunftartikel werde!

Ausser der stupiden Religion, glaube ich, wird eine aufgeklärte Nation alle dulden, und der Charakter der Stupidität ist nicht wohl zu verkennen, im Zweifel ist die Vermuthung: nicht stupid.

Aeusserlicher Gottesdienst und Schülermacherey, sind keiner ächten Religion wesentlich; eine aufgeklärte Nation kan sehr tolerant seyn und beydes verbieten.

Dadurch, daß man Religion, das ist, wie ich sagte, Moral des Himmelslebens, nicht an die Moral des Erdelebens angeschlossen, sondern sie an ihre Stelle gesetzt hat, ist man in die eckelhafte Frage, über die Bekehrung und Einwirkung der Gnade u. d. gl. Abgeschmacktheiten gefallen, welche die christliche Religion vielen so anstössig machen. Eine aufgeklärte Nation, die die Moral des Himmelslebens, der Moral des Erdelebens nur anhängt, wird bald finden, wie viel im Menschen übrig seyn muß von der Erdemoral, ehe die Frage von Himmelsmoral ist. Sie wird also nie in den Fall kommen Bösewichte, die auf der Hofnung der Gnade ruhen, sich durch eine unaufgeklärte Religion zu erziehen; auch werden ihre Priester nie selig sprechen, noch verdammen, sie werden nur ermahnen und rathen, werdens machen wie der aufgeklärte Richter, der da immer nur sagt:

Freund, ich sage dir du hast böses gethan, aber ob du böse bist, das weiß ich nicht!

IX.

Auch an den Gerichtstühlen wird überall aufgeklärt! Pohlen und Nordamerika haben Gesetzbücher geschrieben, und wo arbeitet man nicht an Gerichtsordnungen, Advokaten-Reglements, Prozeß-Formen! Es ist mir fast, eine aufgeklärte Nation sollte mit der Gesetzgebung inne halten, bis sie ihres Zwecks, ihres Plans gewiß ist, bis sie überzeugt ist, daß sie einen Zweck hat, den sie darf sehen lassen, und einen Plan, der zusammen stimmt.

Der Areopage war mit seiner Prozeßordnung geschwind fertig; so wirds jede Nation seyn, die selbst die Grundsätze der Gerechtigkeit zu ihrem ersten Ziele setzt.

Eine aufgeklärte Nation ist immer eine gerechte Nation; und ein sicheres Kennzeichen, daß eine Nation eitel mit Aufklärung prahlt, ist, wenn sie nicht gerecht ist. Der Grund dieses Satzes ist leicht einzusehen, weil gerecht seyn und weise seyn unzertrennlich ist. Welche Nation kann sich aber aufgeklärt nennen, die nicht weise ist?

Die Rechtswissenschaft ist noch tief im Dunklen, und so leicht ist sie nicht helle zu machen, als man wähnt.

Was ist Recht und Unrecht von Mensch zu Mensch? — Mich dünkt, sie sind nichts als die Mittel, Menschen zu gewinnen und sie sich zu erhalten; und die Menschen wollen nach ihrem Geschmack gewonnen werden. Es ist in der Rechtswissenschaft mehr willkürlich als man glaubt. Ich zweifle, ob man einen Rechtssatz als möglich unter den Menschen denken kann, wenn man nicht annimmt, daß jeder Mensch andere gewinnen, und von andern gewonnen werden will; darum richtet sich auch das Gesetz meist nicht nach abstracten Räsonnements über die Dinge und das Wohl des Ganzen, sondern nach der Art, wie die Nation die Sachen ansieht.

Was ist heiliger als das Leben der Menschen? doch giebt es Nationen, die ihre Eltern tödten dürfen, tödten müssen; andere, und die weisesten der Alten durften ihre Kinder wegwerfen, noch andere mordeten sich im Weg Rechtens! Du sollst nicht stehlen, wurde, glaubt man, nicht auf dem Berg Sinai gesagt, es wurde jedem ins Herz geschrieben; und Sparta befahl zu stehlen, in China, in Japan, in den neu gefundenen Südländern, wem ists da nur Schande? Zwey Drittel unsers bürgerlichen Rechts ruhen auf der Heiligkeit der

Versprechungen; Warum foderte Rom Feyerlichkeiten dabey, warum hat erst neulich ein grosser Monarch fast alle Contracte für nichtig erkannt, die nicht geschrieben sind? Der Ehebruch, wie abscheulich ist er an einem Ort; wie gesetz- und gebrauchmässig ist er in Lacedämon gewesen, noch in Lappland, und bey so vielen andern Nationen? Es ist kein Gesetz möglich, wenn nicht alle Menschen frey gebohren sind; und wer glaubte in Rom, in Griechenland, in der ganzen alten Welt unrecht zu thun, wenn er Menschen zu Sklaven machte? Wer hielte nicht des Sklaven Sohn, für gebohrnen Sklaven? Wer in der halben neuen Welt denkt anders? — Der Beispiele solcher Abweichungen sind unzählige, selbst zu jedem Satz des sogenannten Naturrechts.

Wenn eine Nation zusammen stößt, wenn mehrere Menschen zusammen leben, so werden gewisse willkührliche Grundsätze durch die gemeine Art zu denken von ihr eingeführt, sie werden Sitte, und wer gegen sie handelt, beleidigt die Nation. Die Meinung der Nation von Recht und Unrecht, ist also Gesetz, und, der ewige Grundsatz der Geselligkeit im Menschen, ist bloß ihre Sanction. Aber wenn die gemeine Art zu denken in der Nation, ihr

wirklich schädlich ist? — Dann muß man sie aufklären; also geht Aufklärung vor dem neuen Gesetzbuch voraus. Warum machen wir denn schon Gesetzbücher?

Es ist mir immer ein Problem gewesen, wie man an der Gerichtsform so viel schnitzen, und drechseln und hobeln kann, wenn das Gesetzbuch wonach gerichtet werden soll, wenn die Nation, aus welcher, und für welche die Richter gewählt werden, noch so unaufgeklärt ist; und ich weiß nicht, ob ich die viele Prozeßformen, die täglich ausgehen, für ein Zeichen der Aufklärung oder der Dumpfheit halten soll!

Man hat von langem her gefunden, daß ein ganzer Prozeß nichts ist als ein Streit über einen Vernunftschluß. Der Obersatz ist das Gesetz: Z. B. Wer borgt, muß zahlen; der Untersatz ist das Faktum, du hast geborgt; also ꝛc. Zwey Dinge sind dabey schwer: Die Erfindung des Obersatzes, und der Beweiß des Untersatzes. Bey einem Gesetzbuch wie unsers wird meist der Obersatz; und fast immer muß der Untersatz wieder durch neue Schlüsse gefunden werden; und dieses sind dazu immer nur wahrscheinliche Schlüsse, weil Fakta nie Evidenzen werden für den, der nicht dabey

war, und auch für den nicht immer ganz Evidenz.

Was kann nun die Prozeßform thun, als Beweisarten rangiren, das schon die Logik auch thut; Zeiten vorschreiben, und Verhandlungen einschränken. — Wie unwichtig ist das zur Sache! den logischen Sinn, zum schliessen; den Fleiß, Data zum Untersatz zu finden, die der einen Seite Uebergewicht geben, und die Kenntnisse der Rechte, zu Begründung des Obersatzes, kann sie nie geben, nie gebieten!

Bald will sie den Richter weniger eigennützig machen; als wenn der Eigennutz wo er so gut Spiel hat, wie in den Gerichts-Höfen, nicht überall Schlüpfe fände? bald will sie den Fleiß des Richters erzwingen; was kann sie aber mehr erzwingen, als schnell handeln? — schnell handeln ist aber noch nicht fleissig seyn; bald will sie den Richter zum Rath der Partien machen; eben als wenn der Eigensinn oder der Eigennutz, der vor dem den Spruch gabe, nicht nun auch den Rath geben könnte? — Ueberhaupt die Form macht den Bleiguß nicht zu Silbererzt! — Man mag sich drehen und wenden; der Mann wird nur durch Weisheit und Gerechtigkeit ein guter Richter, und die sind Folgen der Aufklärung.

Bis zu der grossen Epoche würde ich mich mit jeder halbsinnigen Prozeßordnung begnügen; und höchstens rathen, daß das Haupt der Justitz sich jährlich von jeder Gerichtsstelle einige willkürlich gewählte Prozesse geben liesse, und ohne den rechtskräftigen Spruch aufzuheben, den Richter und Referenten, der grob gefehlt hat, und seinen Fehler nicht gut vertheidigen kann, zu ernster Strafe zöge! — Auch das würde Behulf seyn. Ich weiß es, aber bis zur gerühmten Aufklärung ist alles Behulf. — Und wenn wir täglich merken wie wir uns mit allem behelfen müssen, so sollten wir doch fast zweifeln, ob wir aufgeklärt sind!

Auch am peinlichen Recht wird aufgeklärt; und ist in der Rechtswissenschaft etwas wirklich aufgeklärt worden, so ists da. — Die Abschaffung der Folter; die Aufhebung der Hexenprozesse; die Einschränkung, und wie ich hoffe, die gänzliche Abrogation der Blutgesetze, haben hier schon viel gethan. — Aber noch ein grosser Schritt ist zu thun, der wartet auf die gänzliche Aufklärung; das ist, Verbrechen zu verhüten!

Die Aufklärung am geistlichen Recht endlich ist auch sehr glänzend in unsern Tagen; und

wohl unsern Nachkommen, wenn der Geist des canonischen Rechts, der in der Hand der Klerisey so oft Geist der Ungerechtigkeit war, nun in der Hand der Weltlichen ein Geist der Gerechtigkeit wird! Wäre das nicht, so wäre fast mehr verlohren als gewonnen, denn es ist doch erträglicher, Unrecht in seiner Dumpfheit um Gottes willen für Recht ansehen zu wollen, als in seiner Aufklärung, Unrecht um der Menschen willen, für Recht halten zu müssen.

X.

Die einzige dem Staat nützliche Wissenschaft in der Welt, die ich kenne, ist die Arzneykunde! — Gottesgelehrtheit und Rechtswissenschaft hätten nie sollen Wissenschaften werden; diese ist ohnehin blos Menschenwerk, und jene fieng gerade da an zu radotiren, wo sie anfieng eine Wissenschaft zu werden! Man tadle mich nicht, es sagt das, wo ich nicht irre, einer der Kirchenväter. Die Arzneykunde ist die Handmagd, der Natur.

In einer aufgeklärten Nation wird sie in Jahren mehr zunehmen als hier in Jahrhunderten. Bey aufgeklärtern, reinern Sitten wird der Praktik weniger seyn; also auch der arm-

seligen Mittel weniger wodurch jetzt das Volk der Aerzte einander zu drücken sucht; sie werden mehr die Natur beobachten, ihren ächten Wegen nachspühren, und auf ihnen wandeln können.

Eine Nation, die den Despotismus bis in die Wissenschaften erstreckt, ist immer eine unaufgeklärte Nation.

In wissenschaftlichen Dingen kan nicht einmal nach der Mehrheit der Stimmen gerichtet werden, wie viel weniger kan in ihnen Einer sitzen und befehlen!

Ich bin völlig von dem überzeugt, was ein denkender Arzt, einer meiner Freunde, behauptet, daß die eigentliche Medicin, ganz in der unaufgeklärtesten Zeit, von der Chirurgie getrennt worden ist. Ich begreife wohl, daß die Handgriffe selbst von manchem Arzt im engsten Verstand nicht vorgenommen werden können; aber wie wars möglich, auch in der Kenntniß der Chirurgie und der Medicin einen Unterschied zu machen? — Und von vielen werden beyde als ganz besondere Provinzen angesehen.

Auch die Chemie, die edelste aller Wissenschaften, scheint den meisten Aerzten eine blosse Nebensache; und ist in dem menschlichen Körper

nicht alle Operation der Natur chemisch? Ist in der ganzen Natur nicht alles Chemie? Vom Ceder auf Libanon bis auf den Mundvoll Luft, den ich einhauche, ist alles chemisches Produkt; und die Wissenschaft wird verachtet, wird von den Meistern der Natur, den Aerzten verachtet? O Aufklärung!

Die Philosophen haben der Arzneykunde die Physik und Mechanik genommen; die Chirurgie ist ein Handwerk worden; die Chemie ist nahebey eine Wissenschaft worden, deren man sich schämt; die Pharmakopie ist ein Handlungsast; wie kann man eine Wissenschaft aufgeklärt nennen, welche die engst verbundenen Aeste sich abschneiden läßt? Wenn es so fortgeht, werden wir bald in die Zeiten zurückfallen, wo jede Krankheit ihren Arzt hatte. Ists klüger einen andern Doktor zum Fieber, einen andern zur Wassersucht zu haben; als einen zum Geschwür in der Lunge, und einen andern zum Geschwür am Schenkel?

Man verachtet hier und da die Arzneykunde, weil sie auf unsichern Grundsätzen ruhe. Wie ungerecht! Wer die Arzneykunde auf sichere Grundsätze bauen will, muß die ganze Natur kennen, muß den Schlüssel zur Schöpfung haben! — Ihre Grundsätze sind unumstößlicher

als in einer Wissenschaft; nur sind sie noch nicht ganz gefunden, werdens auch wohl nie vom Menschen; aber vorhanden sind sie, denn was ist vester als die Gesetze der Natur; und was thut der Arzt als sie suchen, und ihnen folgen? Der Mathematiker kann wohl mit seinen Evidenzen prahlen. Er geht immer nur mit einzelnen reinen Bestimmungen um, und dazu mit solchen, die ganz in die Sinne fallen! Laßt den Arzt sich seinen Patienten so bestimmt idealisiren, wie der Mathematiker seinen Triangel, er wird eben so evident seyn! Macht es nur möglich, daß er genug habe, nur eine einzige in die Sinne fallende Bestimmung seines Patienten zu beurtheilen, wie der Mathematiker nur eine sinnliche Bestimmung der Dinge untersucht; er wird eben so evident seyn! Oder zweifelt ihr, so führt den Mathematiker in die Mechanik, und fragt ihn, ob er eben so sicher rechnen könne, wenn nur eine zweyte Bestimmung, die Zerstörbarkeit in der Friktion, neben der Lehre von der Kraft eintritt?

Aber eben wegen der vielen Bestimmungen seiner Individuen, die dem Arzt nöthig sind, kann seine Wissenschaft nicht in Aeste getrennt werden!

Wenn die Medicin aufgeklärt werden soll, so muß sie, dünkt mich ganz zusammen gezogen werden. Physik, Mechanik, Chemie, Chirurgie, Pharmakopie, alles muß wieder in die Therapeutik; alle Hypothesen müssen heraus, und alle ihre Grundsätze müssen blos auf sichere Erfahrungen gebaut werden.

Aber wie sollen wir den Mann finden, der diesen weiten Kreis umspannt? Wie sollen wir auf jedes Dorf einen solchen Arzt setzen? — Mich dünkt einer in jeder Provinz wäre genug: seine Unterärzte sollten lauter Empiriker seyn, aber ihre Empirie sollte von ihm geleitet werden! — Eine aufgeklärte Nation wird sich in der Wahl des Einen nicht leicht irren; wird Mittel finden ihn ganz ihrem Zweck gemäß zu bilden; und er wird nicht dem Wissenschaftlichen in der Wissenschaft, sondern blos den Empirikern, in der Empirie befehlen. In einer unaufgeklärten Nation wimmelts von graduirten Aerzten die alle sich für Priester ihrer Wissenschaft ausgeben, und eben dadurch weil sie Mitteldinger zwischen Aerzten und Empirikern sind, weder nach eigener noch nach anderer Kunst, sondern blos aufs ungefehr heilen und morden.

XI.

Die Philosophie aus den Klöstern, und den Händen ihrer alten Lehrer zu ziehen, ist noch lange nicht, sie aufklären! So lange man Philosophie, ich rede blos von der spekulativen, als Philosophie lehrt, so lange ist sie unaufgeklärt, und unaufklärbar!

Ich kenne keines Menschen Philosophie, die ich jemand möchte lehren lassen, um sie anzunehmen. — Das sicherste Kennzeichen einer Aufklärung in der Philosophie, ist, dünkt mich, wenn man blos philosophische Historie lehrt — Und die zu lehren, dazu haben wir kaum Bruchstücke zu Hülfsmitteln!

Mich dünkt, es ist unläugbar, daß der Mensch die Wesen der Dinge nicht kennt; daß folglich wenn er glaubt über die Wesen der Dinge zu philosophiren, er eigentlich nur über die Wirkung, welche die Dinge auf ihn machen, oder welche sie nach seinen Beobachtungen auf andre machen, philosophirt. Unsere eigene Sprache führt uns hier in manchen wichtigen Irrtum. Wir sagen das Feuer löst auf, schmilzt, calziniert, brennt; das ist, es thut auf Holz, auf Gold, auf Bley, auf uns die Wirkung, die wir so nennen; gleich

schreiben wir ihm eine verzehrende Kraft zu, und doch sind seine Wirkungen nur Wirkungen in der Hypothese, nicht wesentliche Eigenschaften in jedem Verhåltniß. Wir sagen, der Zucker ist süsse; Wem? Niemand vielleicht als uns u. s. w.

So wie wir die Wirkung beobachtet haben, schreiben wir ihr eine Kraft zu, und weil wir nichts von Kråften denken können, so setzen wir sie in ein Etwas, das wir Substanz nennen!

Ich habe gegen diese Art zu philosophiren bey Menschen, das heißt, nach menschlicher Weise zu philosophiren, gar nichts; wir können nicht anders. — Aber daß wir in den so dürftig zusammen gestoppelten Substanzen, noch immer durch Vernunftschlüsse Seiten entdecken wollen, die wir nicht fühlen können, daß wir sagen:

Namque est in rebus inane
Principium quoniam cedendi nulla daret res;

Daß wir sagen der Geist ist einfach, weil er denkt; daß wir sagen, Gott ist diß und das, weil wir diß und das sind, kurz daß wir mehr wissen wollen, als aus dem einfachen

Fakto

Fakto der Empfindung folgt, das uns allein bewußt ist, das beweißt mir, daß wir noch lange keine Philosophie haben!

Wenn wir eine philosophische Historie hätten, wie ich eine wünsche, so müßte bey einem jeden Philosophen und seinem System zum Grund liegen: wie hat er die Gegenstände, wie hat er die Veränderungen ausser und in ihm empfunden, welcher Kraft hat er diese zugeschrieben? was hat er aus diesen Kräften sich für Substanzen gebildet? was hat er aus der bekannten Empfindung, für Züge in das Gewebe dieser Substanz gesetzt? was hat er für welche aus Vernunftschlüssen hineingezogen? Was hat seine Einbildungskraft hinein gebracht? Wie manches System von Weltseelen, von guten und bösen Prinzipien, von prästabilirten Harmonien wird bey einer solchen Behandlung zum Reich der Phantasie verwiesen werden; wie mancher Philosoph wird finden, daß er Poet war! aber wie unendlich wird die Wahrheit dabey gewinnen, wie unendlich viele Streitigkeiten werden weggeworfen werden, weil sie für unsern Gerichtsstuhl nicht gehören; wie

lebendig wird der ächte Menschensinn wieder aufwachen, und wie triumphirend wird der grosse Geist, der unser Herz ausdehnt, um die Lücken unsers Verstands zu decken, über der Philosophie schweben, wenn bey einer aufgeklärten Nation diese grosse Wahrheit wieder aufblüht:

Daß der Mensch nur gemacht ist, durch seine Empfindung zu philosophiren!

Ich kenne unter allen Philosophen nur Sokrates, der durch seine Empfindung philosophirte, und nur mit reinem Menschensinn dachte; darum wars ihm möglich doch einen Schüler zu ziehen, der ein Kopf war, und seinem Lehrer treu bliebe, den Xenophon! — Alle andere alte und neue Philosophen, zogen nur Dumpfköpfe oder Verräther ihrer Meister. —

Kann es auch anders seyn, wenn man Philosophie, und nicht philosophische Historie lehrt? der Meister zwingt jeden Schüler zu empfinden, wie er, und über die Empfindung zu urtheilen und zu räsonnieren und zu hypothesiren wie er. Ist der Schüler ein Mann, so lernt er bald selbst empfinden, und verlacht seinen Lehrer; Ist er keiner so empfindet er zwar

immer fort wie sein äusserer und innerer Sinn gebietet, denn das kann er nicht ändern, aber er achtet nicht auf seine Empfindung, sondern schwatzt nur wie sein Lehrer wollte, daß er empfinden sollte.

Sextus Empiricus, Locke, und der Verfasser der Revision der Philosophie waren auf einem herrlichen Weg zur Reinigung der Philosophie. Ich weiß aber nicht wie es kommt, der Bettelstolz der Menschen kanns nicht leiden, wenn man ihm sagt, wie wenig der gabelförmige Denker ist! —

O eine aufgeklärte Nation wird das bald finden! — Und eine Hoffnung zur Aufklärung ist da; das ist die, wenn man fortfährt, die Physik, die Cosmogonie, die Chemie, die Naturhistorie, alle Philosophie des Sinnlichen, mit Ernst zu bearbeiten, und da blos Erfahrungen zu sammlen, sich aber ewig keine Hypothesen zu erlauben!

Und in der Moral? Brauchen wir auch da noch Aufklärung?

Vielleicht nirgend mehr als da! — O wo — wo ist der Engel der herabsteigen will, das dumpfe Herz zu wecken zu seinen angebohrnen

Empfindungen, und mit dem Feuer das er da anzündet, aufzuklären den finstern Kopf! Hier muß die Aufklärung vom Herzen anfangen und im Herzen enden, und noch sind wenige, die nur ahnden, daß die Aufklärung bis dahin gehen müßte! Man glaubt schon viel gethan zu haben wenn man

XII.

An den Schulen und Akademien aufklärt! Das heißt Bronnen gräbt ohne Wasser oder mit Wasser, das des Schöpfens nicht werth ist!

Mich dünkt an den Schulen soll man zuletzt anfangen, gewiß ehe nicht, als bis die Nation weiß, was der Mann wissen soll und thun soll, bis ihre Gesetze, ihre Einrichtungen, ihr ganzer Gang so ist, daß der Mann thun kann, was man das Kind und den Jüngling zu thun lehren will!

Die Schulen, wo 60 Jungen zusammen sitzen, und nach dem Takt zusammen nachsingen, was der Lehrer vorsagte, kommen mir vor, wie die Kunststühle, wo vierundzwanzig Zettel auf einmal gewebt werden.

In Rußland, in jedem Land, wo man noch gar keinen Begriff von Schulen hat, ist so

etwas sehr an seinem Platz. Der Junge lernt doch sitzen, und körperlich bey der Hand bleiben, und das ist zum Anfang genug; ob er aber in Rußland sich freuen wird zu wissen, daß die Buchstaben aus Punkten und Strichen bestehen, weiß ich nicht.

Ich weiß überhaupt nicht, was man mit solchen Einrichtungen bey uns vor hat. Eine aufgeklärte Nation wird, dünkt mich, alles thun, daß der Schüler nicht blos nachbete, was der Lehrer sagt; in den Schulen, wovon ich spreche, hat man sagar einen Tact des Nachbetens erfunden, damit der Schüler ja nicht aus der Weise komme!

Es ist eine mässige Portion von Wissen was der grosse Haufe der Nation braucht — Lesen, schreiben, etwas rechnen, und das Mark der Moral und Religion; das ist alles was er braucht; alles andere Gute muß bey einer aufgeklärten Nation, dünkt mich, dem Menschen, so natürlich werden, wie sein Lebenshauch. Er muß es haben, und nicht wissen, wo er es her habe; kein Mensch muß wissen, wo er es her hat. Er muß es von Jugend auf nicht anders gesehen, gehört, gewußt haben, gar nicht anders ahnden. Und wie kann die Schule so grosse Dinge thun, wenn wie Montesquieu so richtig

bemerkt, die Erziehung der Welt ihr wieder ihr ganzes Gebäude zusammen reißt? Laßt eure Jugend fünfzigmal lernen, und mit Takt, oder ohne Takt, sagen: jedermann sey Unterthan der Obrigkeit; — Er wird nicht um eines Senfkorns schwer patriotischer werden. Aber setzt seinem Vater einen gerechten und guten Beamten; laßt seinen Vater sehen, daß seine Obrigkeit vom Höchsten an bis zum Kleinsten ihn nicht nach Willkuhr beherrscht, daß sie die Rechte des Bürgers erkennt, daß sie Ungerechtigkeit gar nicht begehen kann, daß ihre Anstalten alle, und ihre Gesetze und Verordnungen alle, das fühlbare, wahre Beste der Unterthanen zum Zweck haben, laßt diese weise, edel, männlich, großmüthig, menschenfreundlich seyn: dann lerne der Sohn ewig nicht den Spruch: Jedermann sey Unterthan der Obrigkeit; — er wird ihn doch fünfzigmal besser ausüben, als wenn er ihn zehn Jahre lang nachgebetet, nachgesungen hätte. So ists mit Religion, Sitten, allen Arten von Pflichten. — Man kann den Unterthan zwingen, daß er arbeite, und ein anderer geniesse; aber daß er treu, fromm, rechtschaffen sey, und ein anderer geniesse des irrdischen Lohns seiner Tugenden — denn welche lohnt nicht schon hier? — dazu kann man ihn nicht zwingen.

Aber die Hoffnung jenes Lebens — O die liegt sehr entfernt! Schon ist es schwer vom gemeinen Menschen verlangen, daß er über das Leben und seine unzählige reine Genüsse hinaus sehe, um jenes willen; wenn er aber nun gar sieht, daß die ersten seines Volks sich ihren Weg dahin so leicht machen, daß sie ihre Wege selbst durch seine Verläugnung, so leicht machen, muß er dann nicht entweder an seiner ganzen Hoffnung zweiflen, oder sie so wohlfeil zu sättigen suchen als er kann!

Es giebt Leute, die ein wunderliches Ideal von Aufklärung haben. Sie finden es vortrefflich, daß die ganze Nation das ganze Meer der Wissenschaften durchschiffe, und überall zu Hause sey. — Theologie müssen die Kinder lernen, nicht blos Religion, damit sie dem Unglaubigen die Spitze bieten, ihn wohl gar bekehren können; Naturgeschichte, damit sie ihren Ackerbau, und ihre Gewerbe besser treiben, und Neues darinn finden; Geschichte, wenigstens des Vaterlands, Geographie, Mathematik, Mechanik, die Rechtswissenschaft, und wann's Gott gefällt, wohl gar die Sternkunde, Logik, und Metaphysik.

Ich glaube in meiner Demuth, daß der grosse Haufen, da wo er doch nicht Theil an

der Regierung hat, keine zehn Schritte über seinen Pflug gehen soll:

Πολλυμαθιη νοον ὀυ διδασκει. (*)

sagte ein Weiser so gar von den Philosophen! Wann nun gar die Vielwisserey von jedem Schulmeister in jedem Dorf gelehrt werden soll? – Kann man Menschen aufklären wollen, ohne Menschen zu kennen?

Will man, ehe die Männer gebessert sind, an den Schulen aufklären, so seys, meyne ich, durch Einschränkung der Lectionen. Wenn man wenig und nur das nöthigste lehren läßt, so kann man die armen Jungen um zwey Drittel ihrer Lernstunden erleichtern, und durch Einrichtung der Stunden es möglich machen, daß der Schulmeister nie über 20 Schüler um sich habe; wovon er ausser dem noch die Hälfte mit Schreiben beschäftigen kann, so daß er nur immer mit 10 zu thun bekommt, und also doch wenigstens etwas in die Seele übergehe!

Und bey einem aufgeklärten Gottesdienst, wird der Pfarrer Zeit haben; bey einer auf-

---

(*) Viel wissen, macht die Seele nicht fett. Heraclid. bey Diog. L.

geklärten Klerisey! wird er grosse Lust haben selbst mit Schulmeister zu seyn!

In den gelehrten Schulen oder so genannten Gymnasien — Gott wie verschieden die ruhige schläfrige Bank unserer Gymnasien von dem Staub der Alten! — Also in unsern Gymnasien da soll das Feld dem Wissen geöffnet werden. Man hat gegen das Lernen abgestorbener Sprachen schon so viel declamirt, daß es Ueberfluß ist davon zu reden; und doch wenn man weiß, was das ist, alte Sprachen zu lernen, noch nicht recht declamirt! (*) Diese Beobachtung würde mich zu weit führen. Ich werde ihr vielleicht auf ein andermal eine eigene Spekulation widmen!

Man streitet viel, wo die Gymnasien aufhören, und die hohen Schulen anfangen sollen. — Mich dünkt, es ist noch keine Wissenschaft in Rücksicht auf die gelehrte Erziehung recht bearbeitet worden. Jede einzelne Wissenschaft kann im groben Umriß dargestellt werden. Die viele Encyklopädien die wir haben,

(*) Nehmlich, man hat nicht gegen die falsche Methode declamirt, welche nur Sprache der Alten lehrt, wo sie Sinn und Geist der Alten lehren sollte.

wollen diesen groben Umriß geben, aber ich habe noch keine gefunden die ihn so gäbe, daß der Schüler des Gymnasiums daraus den Umfang der Wissenschaft, ihren Zweck, ihre Nothwendigkeit oder Nützlichkeit, ihren Ursprung, ihre Theile, und die Verbindung ihrer Theile kennen lerne. Ich werde auch diese Idee vielleicht einmal durch einen Versuch über die Rechtswissenschaft deutlicher machen; wer sie aber aus dem Fingerzeig, den ich hier geben wollte, einsieht, wird fühlen, daß ich diesen groben Umriß, und die Vorbereitung ihn zu verstehen für Gegenstände der untern Schulen halte, seine Ausarbeitung aber den höhern Schulen geben wollte.

Es mag vielleicht ein Beweis grosser Aufklärung bey den Egyptiern und bey den Chinesern seyn, daß sie eine eigene Classe der Gelehrten vestsetzten, und niemand als dieser das Recht gaben, die Wissenschaften zu bauen. Daß jene dieses Recht erblich machten, und diese aus diesem Körper ihre Staatsbediente und Officianten nahmen, war wohl Mißbrauch der guten Anstalt. Aber daß eine Gesellschaft in einer aufgeklärten Nation unterhalten werde, welche die Niederlage aller Kenntnisse und Wissenschaften der Menschen sey, ist, zumal

in unsern Tagen, wo die Geschichte jeder Wissenschaft schwerer ist als die Wissenschaft selbst, unumgänglich nöthig. Die Lehrer der hohen Schule sollten, dächte ich, Pflanzschulen dieser Gesellschaft seyn, und blos unter ihr arbeiten; die Nation sollte nichts wichtiges vornehmen ohne ihr Gutachten zu hören, es sollte kein Buch gedruckt werden, ohne ihr Urtheil anzuhängen, nicht Censur die verbietet, sondern Censur die urtheilt, und die Schriftsteller nöthigt ihren Spruch mit dem Faktum, das ist, dem Buch, dem Publikum vorzulegen; es sollte — Aber werden sie die Unterlehrer nicht drücken, die Schriftsteller nicht ungerecht behandeln, und dem um Rath fragenden Monarchen nicht antworten, wie die persischen Magier dem Cambyses. „Wir finden kein Gesetz, das ei„nem Perser das erlaubte; aber eins, daß einem König nichts verbothen ist!" — Nein in einer aufgeklärten Nation werden sie das nicht.

XIII.

Es wäre noch unendlich viel über alles das, und über Aufklärung in dem Finanzwesen, der Handlungswissenschaft, den Gewerben, der Landökonomie, des Familienwesens, der Klei-

dertrachten, der Lebensart, des Geschmacks, der Sprache, unzähliger Dinge, zu sagen; aber wenn es richtig ist, wie ich glaube, daß der Anfang der Aufklärung an der Politik und Staatsregierung gemacht werden muß, so haben wir noch Zeit genug darüber zu sinnen! Damit wir aber nicht den Muth verlieren, inzwischen doch nach Aufklärung zu trachten, so will ich diese Sammlung von Fragmenten mit einer Beschreibung des Königsrechts, und der Königpflichten aus dem ältesten Egypten beschliessen, und dieser zum Pendant, eine vom Königsrecht, und Königssitten zu Zeiten Sauls anhängen, damit man sehe, wie geschwind die Aufklärung gehe, und wie sie seit dem, bis auf unsere Zeiten, blos in dem Punct zugenommen hat!

„ Die ältesten Könige der Egyptier „ sagt Diodor im ersten Buch seiner Geschichte" lebten nicht wie die andern Monarchen, die alles nach ihrer blosen Willkühr thun können, was sie wollen, und niemand Rechenschaft zu geben haben; sondern ihnen war alles durch unverbrüchliche Staatsgesetze vorgeschrieben, nicht allein in den Staatsgeschäften, sondern auch in ihrer Kost, und allen ihren häuslichen Handlungen. Kein Knecht durfte

„ ihnen nahen, nicht die in ihrer Familie ge„ bohrne, viel weniger fremde erkaufte; son„ dern sie wurden von niemand bedient als „ von den Söhnen der angesehensten Priester; „ die alle das 20te Jahr zurückgelegt, und „ in der ganzen Nation die beste Erziehung „ erhalten haben mußten. Denn, sagen sie, „ wenn der König immer nur von den Besten „ unserer Jugend bedient wird, und Tag und „ Nacht nur solche um sich hat, so wird er „ nie etwas unanständiges beginnen, über„ haupt wird keiner der Grossen so leicht „ zum Laster und zu schlechten Handlun„ gen verleitet werden, wenn er keine „ Diener seiner üblen Begierde findet".

„ Jede Stunde seines Tages und seiner „ Nächte war eingetheilt durch das Gesetz, das „ ihm vorschriebe, was er in jeder zu thun „ habe, und ihn nie seiner eignen Wahl über„ liesse".

„ Früh am Morgen wie er aufstunde, muß„ ten ihm die Depeschen, die eingelangt wa„ ren, vorgelegt werden, worauf er seine Ent„ schliessungen fassen und seine Befehle geben „ mußte, und woraus er alles einsehen lernen „ sollte, was seine Königspflicht ihm auflegt. „ Dann legte er seinen königl. Schmuck an,

„ und gieng den Göttern zu opfern. Wie er
„ zum Altar trat, mußte nach altem Gebrauch,
„ der Oberpriester neben ihm stehen, und die
„ Götter mit lauter Stimme, in dem Kreiß
„ des versammelten Volks, um Gesundheit,
„ und jedes Gut des Lebens für den König
„ bitten, der den Gesetzen treu, und der Gerech-
„ tigkeit mit ganzer Seele anhienge. In dem
„ Gebet mußte er zugleich alle die Tugenden
„ des Königs einzeln durchgehen, seine Fröm-
„ migkeit und Ehrfurcht vor den Göttern, seine
„ Milde und Güte gegen die Menschen; denn
„ er ist mässig und enthaltsam, und gerecht und
„ großmüthig, ein Feind der Lügen, ein freu-
„ diger Ausspender des Guten, Herr seines
„ Herzens! wer ihn beleidigt, den straft er
„ nicht nach der Grösse seines Verbrechens,
„ und wer ihm wohl thate, dem vergilt ers
„ über alles Maaß seiner Verdienste. — So
„ fährt er fort in seinem Gebet die Tugenden
„ des Königs zu erzählen, dann verfluchte er
„ die Fehler, die ihm ohne sein Wissen ent-
„ gangen sind, und spricht zwar ihn frey da-
„ von, aber bestraft seine Diener und die, die
„ ihn das Uebel gelehrt haben, desto heftiger".

„ Durch diese Feyerlichkeit wollen sie dem
„ König Ehrfurcht vor den Göttern und Fröm-

„ migkeit angewöhnen, und ihn zugleich lehren, „ wie er sich aufführen soll, nicht durch saure „ Vorwürfe und Ermahnungen, sondern durch „ Lob das ihm schmeichelt, und ihn mehr „ zur Tugend ermuntert. Nach diesem Gebet „ vollendet der König das Opfer. Dann tritt „ ein Gottesgelehrter auf, und ließt aus den „ heiligen Büchern einige Sentenzen und Tha- „ ten der grösten Alten vor; damit der, in „ dessen Hände die höchste Gewalt gelegt „ worden, erfüllt mit den schönsten Lehren, „ desto geschickter gemacht werde, sie in jedem „ Vorfall anzuwenden ".

„ Aber nicht allein zu den Staatsgeschäf- „ ten, und zu den geistlichen Handlungen wa- „ ren gewisse Stunden bestimmt, sondern auch „ zum spazieren gehen, zum waschen, zum „ Umgang mit den Weibern, überhaupt zu jeder „ Handlung des ganzen Lebens ".

„ Der König aß immer nur die einfachsten „ Speisen; und von Fleisch nichts als nur „ von Kälbern und Gänsen; und sein Maaß „ von Wein war ihm vorgeschrieben, damit er „ sich weder überladen, noch mit starken Ge- „ tränken berauschen möge. Und so weise war „ seine ganze Diät eingerichtet, daß man sie „ nicht für das Werk eines Gesetzgebers, sondern

„für eine Vorschrift eines weisen Arztes hätte
„halten sollen, der blos des Königs Gesund-
„heit vor Augen gehabt hätte.“

„Wem es wunderbar vorkommt, daß der
„König, der die höchste Gewalt in Händen
„hatte, nicht einmal über seinen Tisch ge-
„bieten konnte, dem wird es noch wunder-
„barer scheinen, daß diese alte Könige auch
„weder in den Gerichtsstühlen, noch in den
„Staatsversammlungen, nach Willkühr han-
„deln durften; und daß sie, weder aus Ue-
„bermacht, noch aus Zorn, noch aus einer
„andern Ursache, jemand mit Unrecht wehe
„thun konnten; sondern daß sie auch darinn
„sich immer nach der Vorschrift der Gesetze
„richten mußten. Und man muß ja nicht
„glauben, daß sie diesen Zwang beschwerlich,
„oder drückend gefunden hätten! da sies ein-
„mal so gewohnt waren, hatten sie sich über-
„zeugt, daß eben das die gröste Glückselig-
„keit ihres Lebens wäre. Denn, sagten sie,
„ihr andern seyd den unbesonnenen Leiden-
„schaften eurer sinnlichen Natur dahingegeben,
„und thut ihnen zu Gefallen so vieles, das
„euch in Gefahr und Schaden stürzt, viele
„thun sogar wissentlich übel, wenn die Liebe

sie

„ sie blendet, oder der Haß, oder sonst eine
„ Leidenschaft; wir aber führen unser Leben
„ nach der Vorschrift der weisesten Männer,
„ und sind also am wenigsten in Gefahr zu
„ irren. — "

„ Und da die Könige ihre Unterthanen so
„ gerecht regierten, so liebte sie auch das Volk
„ mehr als ihre eigene Brüder und Verwand-
„ ten. Denn, nicht das Chor der Priester
„ allein, sondern jeder Egyptier, war lange
„ nicht so um das Wohl seines Weibs und
„ seiner Kinder, und seines eignen Vermögens
„ besorgt, als um die Sicherheit und die Er-
„ haltung seines Königs. Und deßwegen ha-
„ ben sie so lang unter diesen Königen ihren
„ Staat erhalten, und das wünschenswürdigste
„ Leben geführt, so lang diese Rechte stunden.
„ Ja mehr! Sie haben unter ihnen viele
„ Völker überwunden, und unermeßlichen Reich-
„ thum erworben, und dabey noch ihr Land
„ mit den erstaunlichsten Einrichtungen und
„ Anstalten versehen, und ihre Städte ge-
„ schmückt mit den prächtigsten und kostbarsten
„ Werken aller Künste. "

So weit Diodor, vom Königsrecht der Egyptier!

„Das wird des Königs Recht seyn, sagt Samuel im 1 Buch seiner Geschichte im achten Kapitel, „das wird des Königs Recht „seyn, der über euch herrschen wird.“

„Eure Söhne wird er nehmen zu seinem „Wagen, und zu Reutern, die vor seinem „Wagen hertraben; und zu Hauptleuten über „tausend und über fünfzig, und zu Ackerleu„ten, die ihm seinen Acker bauen, und zu „Schnittern in seine Erndte, und daß sie sei„nen Harnisch, und was zu seinem Wagen „gehöret, machen; eure Töchter aber wird „er nehmen, daß sie Apothekerinnen, Köch„innen, und Beckerinnen seyen. Eure be„sten Aecker und Weinberge und Oelgar„ten wird er nehmen, und seinen Knechten „geben.“

„Dazu von eurer Saat und Weinbergen „wird er den Zehenden nehmen, und seinen „Kämmerern und Knechten geben.“

„Und eure Knechte und Mägde, und eure „feinsten Jünglinge, und eure Esel wird er

„ nehmen, und seine Geschäfte damit aus=
„ richten.“

„ Von eurer Heerde wird er den Zehn=
„ den nehmen, und ihr müßt seine Knechte
„ seyn.“ —

So weit Samuel vom Königsrecht der Israe=
liten!

Vorlesung, über die Göttin Aidos.

Vorrede.

Nachstehende Vorlesung war ein Impromtu das ich auf die Anmuthung meines Freundes, des Professor Füßlin von Zürich, vor drey Jahren in der mir so theuren helvetischen Gesellschaft machte. Ich wollte diesen Aufsatz, dessen Innhalt mir sehr wichtig scheint, mit Musse umarbeiten, und ihm einige Vollkommenheit geben, ehe ich ihn ausser dem Zirkel bekannt machte, wo er entstand; ich konnte aber in den drey Jahren nichts zu Stand bringen das taugte, und gebe ihn also nun wie er ist.

So oft ich darüber nachdachte was für Beyspiele ich in der alten und neuen Geschichte

finden könnte, welche die ächte Religion der Aidos bewiesen und bestättigten, so oft fühlte ich, daß dort nur wenige, hier so gut als keins zu finden wäre: Und wollte ich vollends mich ausbreiten über das, was zu unsern Zeiten geschieht, so sahe ich zu wohl, daß ich entweder unverschämt schmeichlen müßte — Eine Erniedrigung die kein Grosser der Erde von dem erwarten soll, welcher sich untersteht vor dem Publikum zu reden, — oder ich müßte lauter Sarkaßmen schreiben, oder überall anstossen, und ein Opfer der falschen Aidos werden, die den Göttern und den Menschen mit Gewalt den Mund zuschliessen will, damit sie nicht nöthig hat sich vor ihnen zu schämen! Auch mußte ich ausserdem noch, mich der Gefahr aussetzen, bey vielen guten, aber selbst durch ihre Gutheit geblendeten Menschen verhaßt zu werden, wenn ich bewiese, daß alle die geprahlten Aufklärungen unserer Zeit, in Religions- Rechts- Finanz- und Regierungssachen, beweise von dem gänzlichen Mangel

der Religion der Aidos abgeben. Und doch mußte ich in diese Beweise eingehen, und auf das alles mich einlassen.

Die Religion der Aidos fodert, daß der Monarch oder der Fürst, welcher sie befolgen will, auch die Irrthümer, und selbst den Aberglauben der Nation respectire; und wo er sie abschaffen will und soll, sie nur so abschaffe wie man Irrthümer und Aberglauben abschaft, durch Ueberzeugung des Bessern. — Wer dem Verstand der Menschen gebieten will, hat keine Ehrfurcht vor den Menschen, denn er spricht ihnen den Verstand ab und sich allein zu; Er spricht ihnen den Nerv ab nach ihrem Verstand zu handeln. Er thut noch mehr, er macht wirklich, daß in der nächsten Generation weder Verstand noch Nerv mehr da ist, und daß also selbst der Anspruch auf Ehrfurcht ihnen entgeht!

Die Religion der Aidos fodert, daß das Eigentum des Menschen, ihm heilig bleibe, und

ihm nie anders als nach vesten bestimmten Gesetzen, und in angenommenen Formen entzogen, oder selbst versichert werden könne. Alle die Prediger des eminenten Staatseigentums; alle die eilfertigen Rechtsprecher, alle die menschenfreundlichen Billigkeits Aposteln, welche ein nach den Gesetzen erworbenes Eigentum, ein nach dem Recht erhaltenes Privilegium, weil es dem Staat schädlich scheint, ohne die Einstimmung der Nation, ohne die Form des Gesetzes brechen, nehmen, aufheben, haben keine Ehrfurcht vor den Menschen, weil sie dadurch zu erkennen geben, daß sie den Menschen, und alles was er hat für ein Eigentum des Regenten ansehen, das Er nach seiner Einsicht, die doch auch Menscheneinsicht ist, folglich irren kan, modeln und behandeln könne wie er will; und weil sie nicht fühlen, daß dem Staat nichts schädlicher seyn kan, als willkürliches Recht. Alle die haben keine Ehrfurcht vor dem Menschen, welche Gesetze und Ordnungen alle Woche ändern wie Schulexercitien,

Alle die haben keine, welche die Strafe des Gesetzes bey jedem Fall nach Willkür ändern.

Die Religion der Aidos fodert daß der Staat haushalte mit seinen Einkünften, und von dem Eigentum der Nation nicht mehr nehme, als was er nothwendig braucht! — Der hat keine Ehrfurcht vor den Menschen, welcher sagt: der Bürger soll nicht mehr von dem Seinigen nehmen, als was er nothwendig braucht. — O Ihr Physiokraten! Ihr glaubt die ersten Priester der Aidos zu seyn, und wie unvorsichtig wollt Ihr Fürsten- und Staatseinkommen, Fürsten- und Staatsansprüche unter einander werfen!

Die Religion der Aidos fordert, daß Männer über Männer gebieten, daß ehrwürdige weise Männer, Religion, Gesetze, Staatsangelegenheiten, Finanz, Erziehung, in starken Händen halten: daß Gelehrte, über die Wissenschaften; Gute und Kluge über die Armenanstalten; Gerechte über die Staatsgewalt;

ächte Diener der Aidos über die Rechte der Nation wachen! — Der hat keine Ehrfurcht vor den Menschen der sie nur denen in die Hand gibt die einen alten Namen haben; auch der nicht, der sie nur halben Schülern anvertraut; auch der nicht der die Diener des Staats mit Geiz belohnt, und nach Haushaltungsreglen bestellt, und sie ansieht wie seine Livree-Bediente, denen er den bunten Rock ausziehen kann, wann er will!

Was ich hier nur crayonire, mußte ich alles ausführen, wenn ich die Religion der Aidos angeben wollte; und wo konnte ich da meinen Fuß hinsetzen ohne zu straucheln! — Und wann ich nun alles hätte sagen dürfen was ich sagen mußte, und alles gesagt hätte, was ich nicht zu sagen wagte; wer hätte dem Wort den Geist gegeben, ohne welchen es nur Schall und Rede bleibt!

Die Furcht vor Gott, welche die Aidos verlangt, setzt einen weiten Gesichtskreiß voraus,

der mehr umfaßt als den Spann bis zum Grab; und die Ehrfurcht vor den Menschen, setzt Ehrfurcht vor sich selbst voraus, die bey keinem engherzigen Menschen möglich ist!

Laßt uns also nur die Religion der Aidos dann und wann noch nennen, damit sie nicht ganz vergessen werde, und laßt uns den Grossen, die sie kennen und lieben, Diener wünschen, die sie verehren; und den Dienern, in deren Herzen sie wohnt, Herren, die ihre Tempel wieder aufbauen wollen!

Verehrteste Brüder, Freunde und Eydgenossen!

Unser würdiger und so billig geliebter Präsident hat gestern von mir gefordert, daß ich Sie auf eine Viertelstunde mit einer kleinen Vorlesung unterhalten helfen sollte.

Vergebens suchte ich mich seiner Forderung mit der wahrsten Versicherung, daß ich zu gar nichts vorbereitet wäre, zu entziehen. Er bestand so ernstlich darauf, daß ich Ihm, dem ich ohnehin nichts abschlagen kann, auch dieses zu versagen nicht im Stand war. Wär' er weniger mein Freund; weniger der edle gute Mann; der ächte reine Eydgenoß, für welchen wir alle ihn erkennen, so würde ich denken, daß er noch einmal versuchen wollte, ob ich nnverschämt genug wäre von mir zu glauben, daß ich, auf eine Warnung von ein paar Stunden, eine Versammlung wie diese, auf eine Art die ihrer Einsichten, ihrer Herzen, und dieser feyrlichen Gelegenheit würdig wäre, unterhalten könnte! Ich kenne ihn aber zu gut, und auch Sie, verehrteste Brüder, Freunde und Eydgenossen! kenne ich zu gut,

als daß ich fürchten sollte, so sehr verkannt zu werden.

Unter allen Versammlungen in Deutschland kenne ich keine wo ich es ehe wagen möchte, so unvorbereitet aufzutreten und zu reden, als eben diese Eydgenossen-Gesellschaft: Wo alles, was gesagt und gethan wird, als That und Rede des Bruders, des Freundes, erkannt und geduldet zu werden pflegt; und wo das gute Schweitzergefühl, und die gute Laune, alles was aus Laune und Gefühl fließt so gerne und so brüderlich aufnimmt!

In der Zuversicht trage ich Ihnen auch nun einige Gedanken vor, die zwar bey mir zu ihrer Reife, aber noch nicht zu der Milde gekommen sind, in welcher sie dem Geschmack gefallen können. Nur das einzige bitte ich mir bey unserm würdigen Präsident und bey Ihnen, liebste Freunde, verehrteste Brüder und Eydgenossen! nur das einzige bitte ich mir bey Ihnen aus: daß wenn Sie die nahe Verwandtschaft dessen was ich Ihnen vortrage, mit dem was uns gestern in der ersten Stunde unsrer Versammlung von unserm weisen und guten Präsident gesagt worden ist, erkennen, daß sie dann mir nicht die Eitelkeit zuschreiben als ob ich durch diese Raspodie, das so groß, so

wahr, so gut gesagte commentiren oder meine paar Worte für einen Pendant der uns allen unvergeßlichen Rede ausgeben wollte, die uns gestern so gewärmt, und so glücklich gemacht hat. Ich gestehe, daß diese Rede sehr vielen Antheil an dem was ich sagen werde, gehabt hat. Das soll aber, und kann, und wird vergessen werden, wenn jene den spätesten Mitgliedern der helvetischen Gesellschaft noch so lieb und so ehrwürdig seyn wird, als sie uns gestern gewesen ist.

Unter allem was unser würdiger Präsident uns sagte, ist mir nichts mehr aufgefallen, als der paradoxscheinende, und doch so wahre Gedanke: Daß kein Verändern, kein Hobeln, kein Künstlen an einer Regierungsform den Staat glücklich machen, noch ihn auf seiner Stuffe zur Glückseeligkeit erhalten kann, sondern allein die vesteste Anhänglichkeit an seine ursprüngliche Einrichtung, und die genaueste und treuste Sorgfalt, Gesetze, Erziehung, in- und auswärtige Verbindungen, kurz, Alles und Alles, dieser ersten Einrichtung gemäß zu machen.

Dieser Gedanke scheint auf einen politischen Indifferentismus zu führen, und muß im An-

fang jeden ächten Patrioten beleidigen. Ists möglich, daß der gröbste asiatische und afrikanische Despotismus den Unterthan, den Sklaven, der unter ihm seufzt, glücklich machen kann? — sagt der Unterthan des Europäischen Königs. Ists möglich, daß man unter der Oberherrschaft eines einzigen leben kann? — sagt der Aristokrate und der Demokrate! — Fragt man aber alle die, die nur ein wenig über diese Dinge nachgedacht haben; hört man die Klagen der strengsten Vertheidiger der Demokratien über tausend und tausend wahre oder gemeinte Bedrückungen, durchlauft man die Geschichte, und sieht die ewigen Stösse und Kämpfe der wichtigsten Freystaaten, die Rom endlich, und Athen so oft, ihrem Untergang entgegen führten, so muß man doch sagen, wie Pope: das ist die beste Regierungsverfassung, die am besten verwaltet wird.

So zieht sich aber nur ein Dichter heraus! Uns, die wir Gefühl genug haben zu wünschen, daß es uns und unsern Mitbürgern auch von der Seite wohl gehe: Uns, die wir selbst gern uns entscheiden möchten, was wir denken; wie wir die tausenderley Veränderungen der Staatssysteme ansehen, für welches wir

Gelübde thun, welches wir erhalten helfen wollen; selbst uns, die wir nur in den freyen Stunden des Nachdenkens unsre Grundsätze prüfen, unsre Begriffe reinigen, unsern Nationalstolz vor uns und der Welt rechtfertigen wollen, uns kann ein noch so witziges Apophtegma nicht genügen. Laßt uns also einige Augenblicke darüber nachdenken: Ob die Unterscheide der Regierungsformen so wesentlich sind, daß von ihnen das Glück der Staaten abhänge; oder ob nicht etwas anders da sey, das, unabhängig von der Form, über jeden Staat, seine Regierung sey eingerichtet wie sie nur mag, walten, und den Gliedern derselben ihre bürgerliche Ruhe, ihr bürgerliches Glück, ihren bürgerlichen Werth geben muß!

Zwey Dinge sind, wie ich denke, das grosse Mobile eines jeden Staats: **Weisheit und Gewalt!** — Die Weisheit, um sowohl für den Staat überhaupt sein Glück, seinen Wohlstand zu finden, und die Mittel in seiner eignen Spähre sich glücklich zu machen an die Hand zu geben, als auch den einzelnen Bürger des Glücks, das die Natur und die Gesellschaft ihm anbietet, geniessen zu machen. Die Weisheit eröfnet ihm

die Aussichten wie er sich seine Nahrung schaffen, sein Haus gründen, mit seinem Weibe sich binden, seine Kinder erziehen, überall seines Herzens geniessen; wo er ruhen soll, wenn sein Tod herannaht; in wessen Hände er seine Hinterlassene befehlen soll! Sie giebt ihm auch Freude des Lebens; daß, wie ein Aristophanes sagt, er frohe Feste feyren, und heilige Chöre tanzen könne! Kurz, Weisheit findet im Staat jede Gabe womit die wohlthätige Natur den gesellschaftlichen Menschen beseeligen wollte; und Gewalt vertheidigt diesen seinen kostbaren Besitz, gegen alle die ihn ihm rauben, oder ihn nur daran stören wollen!

Ich skizzire das Bild nur; aber es braucht auch nicht mehr um zu begreifen, daß jeder Staat blos und allein durch Weisheit und Gewalt gelenkt wird.

Weisheit wird in der Hand des gemeinen Menschen, Feinheit; und Gewalt wird in seinem Arm, Unterdrückung! Der gemeine Mensch sezt immer nur sich zum Zweck seiner Handlungen. Werden also ihm die Haupttreibfedern des Staats anvertraut, so wird er den grossen Zweck des Ganzen verfehlen, und, mit der

zu

zu Feinheit herabgewürdigten Weisheit, jeden Vortheil, jeden Wohlstand seines Staats in seinen Schoos lenken; und wer sie ihm rauben, wer auch seinen Theil vom gemeinen Schatz fordern will, den wird er mit der Gewalt, die ihm zu etwas ganz andern gegeben worden ist, schrecken und beugen, bis Er allein der Mittelpunkt ist, um den sich alles dreht.

Das fand der Mensch nicht gleich, sondern nur durch lange Erfahrung; und als ers fand, so ward, so lang das Volk noch einige Gewalt hatte, derjenige Theil, der für das Volk mit Weisheit denken, d. i. Gesetze geben und Geschäfte regieren und mit Gewalt wirken sollte, in seinem Gang auf tausenderley Arten eingeschränkt, zurückgehalten, gebunden; und beyde, das Recht zu befehlen und das Recht auszuführen, so wenig als möglich an Einen Kopf und Einen Arm gehängt. Da wurden die Ephore, die Landstände, die Parlamente, die priesterlichen Rechte erfunden; die alle nur dazu dienen sollten, entweder den dummen Regenten zu erleuchten, oder den unthätigen zu spornen; oder den der alles an sich zieht, der sich allein zum Zweck, zum Mittelpunkt des Ganzen machen wollte, in seine Gränzen zu weisen. Da entstanden

die Republiken, die Demokratien, die Aristokratien, die tausenderley Regierungsformen; die alle und alle keine andere Absicht hatten, als: Der feinen Klugheit, die durch Ueberraschung die höchste Gewalt an sich reissen wollte, immer entgegen zu arbeiten, oder die Gewalt in ihre Schranken zu zwingen. — Aber es zeigte sich bald wie unwirksam alle die Aufhalter der Maschine, die nun erst anfienge künstlich zu werden, oder wie unverhältnißmässig wirksam sie waren. Das veranlaßte auf der einen Seite Unterdrückung, und brachte die Pisistrate, die Perikles, die Syllas, die Cäsar auf die Bühne; oder machte auf der andern Seite die überspannte Maschine stoken, und stürzte das eifersüchtige Carthago fast im Lauf seiner gränzlosen Siege.

Gewiß, Rom und Athen muste am Ende des Dramas werden, wie Sardis und Ekbatana; da es nur künstliche Combination war, die das Gleichgewicht erhalten, und den Genius des Staates fesseln sollte!

Was ists aber anders das ihn fesselt? Was ists, das Weisheit immer weise, und Gewalt immer genügsam erhält? Was ists, das Rom und Athen unter Königen in ihrer Freyheit hielt, und dessen Verlust sie unter Consuln und

Archonten der grösten Sklaverey dahingab? — Was ists' als die ewige Göttin der Alten, die so viel beleidigte, so oft vergessene Göttin — Die Göttin Aidos: Furcht vor den Göttern, und Ehrfurcht vor den Menschen! Die verkannte Göttin die nie Altäre hatte, und sie vor allen haben sollte; die keine Priester hatte, und deren Priester die Könige seyn sollten, und die Consuln, und die Archonten, und unsre Fürsten, und unsre Bürgermeister, und unsre Rathsherren, und unsre Landvögte! — Sie allein ists die alle Staaten unter allen Formen der Regierung glücklich machen kann; und ohne die alle, sie seyen welche sie wollen, so künstlich combinirt als sie wollen, unglücklich seyn müssen; mit welcher alle, sie seyen so grob despotisch als sie wollen, immer glücklich, immer so groß, so edel, so frey seyn müssen, als Menschen in der Gesellschaft seyn können!

Aidos — die Furcht vor den Göttern und Ehrfurcht vor den Menschen — die ists allein die die Weisheit weise für den Staat erhalten, und die Gewalt zum Zweck des Ganzen lenken kann! Das sahe Plato,

der einzige der mit Seele die Verhältnisse des Staates in seiner so oft angeführten, so sehr verschrieenen, so wenig bekannten Republik überdachte. Er fühlte daß alle seine Räsonements über Gerechtigkeit nichts wirken könnten, wenn nicht Furcht vor den Göttern ersetzte, was Reinheit des Gefühls unter den Menschen versagt; und deswegen erdachte er die Apologue womit er seine Republik wie mit einem Siegel beschließt. Eben das erkannte Cicero, dem ich nirgend lieber als hier seinen Philosophischen Nachahmungsgeist vergebe; und deßwegen gab er den Traum des Scipio, der, wie Plato's Apologue, seine Lehre von der Republik bestätigen, und die grosse Wahrheit predigen sollte: Daß kein Gesetz, keine Staatsconstitution, keine Pragmatische Sanction die Uebermacht bindet; sondern daß nichts als die Furcht vor den Göttern, nichts als die Erwartung eines künftigen Zustandes, nichts als die Aidos das Gleichgewicht im Staate erhalten, und W e i s h e i t und G e w a l t zum Zweck des Ganzen zwingen kann!

Eben das erkannte das oft so weise Delphos, in dem Orakel das es einem der spartanischen Könige gab, und das die Gründe der Furcht

vor Gott zu innig enthält und bestätigt, als daß ich es nicht hier anführen sollte.

Ein König von Sparta (sagt Herodot) Leutichides wo ich nicht irre, hatte mit dem Cleomenes einige vornehme Gefangene aus Aegina nach Athen gebracht, und der Stadt zum Aufbewahren anvertraut. Bald nach dem fiel Cleomenes in eine Raserey und starb. Da kamen die Aegineten gegen den Leutichides zu klagen; und Sparta, das sein Verfahren in Aegina nicht gut aufnahm, befahl dem Leutichides, die in Athen deponirte Aegineten zurückzufordern. Er gieng; aber Athen war damals zu wenig gerecht, um seine Bitte, oder vielmehr seine Foderung zu gewähren. Da sprach er: Ihr Athenienser! Es war unter uns ein Mann; den hielt jeder für den gerechtesten Menschen. Ein Milesier, den die persische Uebermacht und die ewigen Kriege mit dieser mächtigen Nation erschreckten, wählte ihn zu seinem Freund; bracht' ihm den grösten Theil seines Vermögens, und bat ihn, in der Unruhe des Kriegs, den Schatz zu bewahren, und ihn dann, wann er ihn wieder fordere, zurückzugeben. Der Spartaner nahm den Depot in seine Hand. Es verliefen inzwischen viele Jahre ehe der Milesier wieder

kam; endlich starb er, entdeckte aber seinen Kindern auf dem Todtenbette die Geschichte mit dem Spartaner. Die Kinder kamen und forderten ihr Recht; aber der Spartaner wollte nichts mehr davon wissen. Sie drangen in ihn; bis endlich sein Gewissen ihn trieb, doch erst die Götter zu befragen, ob er von diesem Vorfall keinen Vortheil ziehen könnte! In dem Zweifel befahl er den Milesieren, nach etlichen Monaten wieder zu kommen, um zu vernehmen, ob er sich des Depots indessen erinnert, oder sich nach den griechischen Gesetzen, mit seinem Eyd, daß er ihn nicht habe, zu begnügen. — Als sie fort waren, gieng er nach Delphos und fragte das Orakel, ob er den Schatz wieder geben müßte oder ob er ihn behalten dürfte? Da sprach das Orakel: „O „Fremdling! Du wirst reich werden, wenn „du den Schatz, den der Milesier dir anver„traute, abschwörest, und ihn behältst. Schwör' „also! Denn der Gerechte muß doch sterben „wie der Ungerechte. Aber der Eyd hat einen „Sohn: Der hat weder Hände noch Füsse; „doch schleicht er sich heimlich ins Haus des „meineydigen und ungerechten Manns, und „sucht das Unrecht des Vaters an den Kin„dern heim: Der löscht aus ihr Geschlecht, „und vertilgts von der Erde, daß nichts mehr

„ davon übrig bleibe. Das Haus des Gerechten „ aber steht lange! „ — So sprach das Orakel (fuhr der König fort;) und der Spartaner gab den Schatz zurück: Aber dennoch wurde er vertilgt und sein Haus, weil er nur zweifelte; .und sein Name lebt nicht mehr im Lande.

So dachten die Alten; und so lange sie so dachten war Aidos bey ihnen. Und so lange die da war, war Freyheit, und Muth, und Seele in ihnen! —

Die Aidos wars, die der mächtigste Despote Cyrus, so lang er lebte, verehrte; sie machte sein Andenken ewig heilig!

Sie war Theseus Göttin! Darum läßt Sophokles ihn sagen: „ Hier bin ich König; „ aber nichts geschieht bey uns ohne Ge„ setz! „ Darum war er Manns genug, die Krone von Athen niederzulegen, und zu stehen allein auf seinen Füssen!

Die Aidos war der Amphyktionen Göttin! Darum beugte sich Hellas vor ihrem Wort.

Die Aidos war Lykurgus Göttin! Darum zwang er Sparta zu seyn was noch kein Mensch gewesen ist.

Die Aidos war Epaminondas Göttin! Darum war Thebe unter ihm, was sie selbst unter Cadmus nicht ahndete, und nach ihm aufhörte zu seyn.

Die Aidos war Numas Göttin, und Romulus, und der grossen Vätter des ersten Roms!

Sie war vor allen die Göttin der ersten Deutschen, zu Tacitus Zeiten und vorher; sie zeigte von weitem ihren Glanz in den Zeiten Carls des Grossen; und da flohe sie auf lange aus aller — aller uns bekannten Welt!

Und jezt — o Schweitzerbrüder! Wo wohnt sie jetzt? — Ihr allein seyds, wo sie einmal in der Zwischenzeit aufblickte — wo sie wieder aufleben kann! — Von Osten nach Westen, und von Süden nach Norden, sind alle ihre Tempel verstört auf ewig!

Aidos! Furcht vor den Göttern! Die einzige Untergöttin deren Dienst Jehova liebt, wär' er auch zu Jupiter, zu Baal, zu Gog und Magog gerichtet! Wer kann ihre Tempel wieder aufrichten, die so tief im Schutt vergraben liegen; im Schutt — wärs nur des Lasters, der Bosheit — die kennen die Menschen nicht lange blenden; aber sie liegen im

Schutt des Stolzes, des Eigennutzes, der Eitelkeit, der falschen Philosophie und, was vielleicht noch schlimmer ist als dieses alles — im Schutt der stupidesten Gleichgiltigkeit!

Und es sind nicht die Könige und Fürsten allein, es sind nicht die Senate und Regierungen allein die sie verstört, die sie in den tiefen Schutt geworfen haben! Das Volk war's selbst; das Volk hat überall selbst angefangen die Ehrfurcht vor sich zu verlieren; das Volk hat angefangen zu schmeicheln, zu vergöttern, dumm zu gehorchen; das Volk hat sich selbst entadelt, sich selbst in den Staub getretten: Wie kann es nun Ehrfurcht von seinen Beherrschern fodern? — Der Atheniensische Bürger ließ sich für seine Erscheinung bey den Gemeindsversammlungen bezahlen; wie konnten Perikles, Alcibiades, Nicias, und ihre Zeitgenossen, Achtung vor den Nichtswürdigen haben? Der römische Pöbel machte, so oft es ihm einfiel, Banqueroutte, und stieß die heiligsten Gesetze der Gerechtigkeit mit Füssen; wer konnte einem Sylla, einem Pompejus, einem Cäsar zumuthen, die Nation zu achten? — In späteren Zeiten vergötterte Athen seine Tyrannen auf das ausschweifendste; und verlohr so ganz die Achtung vor sich, daß es

dem römischen Feldherrn dankte, der ihm einen Schatten von Freyheit schenkte – eben als wenn Freyheit von einer andern Nation geschenkt werden könnte! — Rom wurde von Kaiser zu Kaiser schlechter; konnte einen Tiberius, einen Nero über sich leiden, und vergötterte in der nämlichen Stunde den Heliogabalus, den es in der nächsten als einen Abscheu in die Kloaken warf!

Und sind unsre Zeiten besser? Man hat uns Gott und Zukunft weggeschwatzt und weggespottet; wie kann die Aidos, die Furcht vor Gott, das Gleichgewicht mehr unter uns erhalten? Habsucht und Eitelkeit, die grossen Idole unsrer Zeit, stehen fast auf allen Stirnen geschrieben; wie kann die Aidos, wie kann die Ehrfurcht vor so geschändeten Menschenangesichtern bestehen?

Doch was hilft das Klagen! — Laßt sie uns lieber — wann wir können — vom Himmel herab bitten, die Göttin, mit welcher allein wir Abgötterey begehen dürfen!

Und das, würdiger Präsident! das war der Zweck Ihrer gestrigen Rede; das war's, verehrteste Freunde, Brüder und Eidsgenossen! womit er unsre Herzen so zu heben, so zu wär-

men wußte! — Darum wies er Euch zurück auf die alte Einfalt Eurer Sitten, auf das Gefühl Eurer Gleichheit, auf die Weisheit der Erziehung, auf die Bescheidenheit, die Treue, die Tapferkeit, kurz auf alle die Schweizertugenden die Euch so geschickt machen, den Tempel der Aidos wieder zu eröfnen der bey Euch am längsten offen geblieben ist, dessen Ruinen bey Euch noch am vollständigsten sind. — O gewiß! Es braucht bey Euch nur wenig, um sie wieder ganz herzustellen. **Und so lang Ihr sie noch nicht stehen seht auf Euern Märkten, und an Euern Mahlstätten, so laßt wenigstens die grosse Göttin Euern Hausgötzen seyn!**

Wahrheit und Glaube.

La vérité ne doit pas craindre le grand jour. Das ist eine von den Maximen, welche die halbe Philosophie vor einiger Zeit so laut gepredigt hat; und unsre Aufklärer werden sie ohne Zweifel bald auch predigen. Laßt uns untersuchen, ob sie so richtig ist, als sie scheint.

Sie hat viel für sich, diese Maxime, ich läugne es nicht.

Die Sachen werden nicht anders, wir mögen davon sagen, was wir wollen; also ist keine Wahrheit gefährlich: denn, was folgt aus ihrer Publicität was nicht auch gefolgt wäre, wann ihr sie in dem geheimsten Winkel eures Herzens verschlossen hättet?

Das Feuer wird meine Hand verbrennen, wenn man mir hundertmal die Nachricht vorenthält, daß das Feuer brenne; meine Seele wird, wann Sie sterblich ist, sterblich bleiben, und vernichtet werden, man mag darüber räsoniren, wie man will.

Ferner, Wahrheit braucht sich nicht zu bergen, denn sie kann nicht widersprochen, nicht

verspottet, nicht lächerlich gemacht werden. Sie ist die Geschichte der Haushaltung der ganzen Schöpfung. Sie hat nur Eine Gestalt, also kann sie nur auf Eine Art gesehn werden; die Gestalt aber ist symmetrisch mit der grossen Schöpfung, und deren Anblick füllt den Leichtsinnigsten mit Ernst.

Endlich, wenn man sie verbirgt, wird man dann nicht allen Lügen und Dummheiten blosgestellt? Märchen, Tradition, Lüge, alles kann uns eben so wohl zur Führerin aufgedrungen werden, wie Hand Gottes.

Und alles das ist wahr! Aber, wer daraus schließt, daß man alle Wahrheit auf den Dächern predigen müsse, muß uns zugleich zu Eigentümern, zu Schatzmeistern der Wahrheit machen, daß, wo wir sie brauchen, wir nur zugreifen, und sie holen dürfen. Sind wir das?

Unzählbare Dinge können für den Menschen nie Wahrheit werden! Alles, wozu er kein Organ oder kein taugliches Organ hat kanns nicht. Wir können die Pflanze nicht wachsen sehn; die Salze der Atmosphäre nicht riechen, noch schmecken; die Töne der immer regen Luft nicht hören; wir können nicht empfinden, wie wir denken; nicht urtheilen, wie unsere Seele

und Körper auf einander wirken; wie die Hand sich regt, wann der Geist sie in Bewegung setzen will u. s. w.

Die Ursachen der Wirkungen auf uns, seys von innen, seys von aussen, können wir nicht weit verfolgen.

Das ganze grosse Schöpfungs-Gebäude können wir nicht umfassen.

Selbst Menschen That, wobey wir nicht gegenwärtig waren mit allen unsern Sinnen und Empfindungen, können wir nicht wissen mit Evidenz.

Wir wissen nichts, haben von nichts Wahrheit, als was, und so weit wir etwas empfinden, oder mit unsern Empfindungen vergleichen; und wann Cartesius sagt: Wann unsre Vernunft uns betrügen kann, so hat Gott uns betrogen; so will er sagen Wann unser Gefühl uns betrügen kann, so hat Gott uns betrogen.

Wann wir zusammen rechnen, was wir gewiß wissen, das ist, was uns beständige Wahrheit ist, so ists so wenig, daß wir uns in dem Leben damit nicht behelfen können; und wann wir unser Urtheil, und die Gründe, wonach

wir handeln, prüfen so wird sich zeigen, daß 900 von tausend nach blossen Gründen der Wahrscheinlichkeit zu Stande kommen.

Wenn man aber auch sagen kann: La vérité ne doit pas craindre le grand jour, so kann man bey weitem nicht sagen: La vraisemblance ne doit pas craindre le grand jour, das heißt: Wahrscheinlichkeit, die als Wahrheit geglaubt wird, muß nicht öffentlich in ihrer Gestalt dargestellt werden.

Wahrscheinlichkeit hat immer irgend einen Mangel; den Mangel ersetzt der Glaube!

Aber, wo die meisten und wichtigsten Gründe liegen, dahin entscheidet sich der Mensch; also scheint auch hier das grosse Licht nicht gefährlich? Gewiß, wenn nicht Leidenschaft, Dummheit, Aberwitz, und dergleichen, die wenigen Gründe von der unrechten Seite vermehrte, und die leichten schwerer machte.

Also sollen wir die Leute allem Trug und Wahn dahin geben? — Nicht allem, aber dem nützlichen, dem unschädlichen, dächt ich! — Wenn mein Sohn glaubte, er stürbe, wenn er die Unwarheit sagt, oder meine Tochter, sie würde schwarz, wenn sie nicht züchtig lebte, oder mein Bedienter, er bräche ein Bein,

wenn er mir nicht treu wäre, oder mein Nachbar, er werde gebannt, wenn er den Markstein verrückte; sollte ich ihnen den Glauben ehe nehmen, als bis ich einen andern, der ihren üblen Neigungen die Wage gewiß halten kann, geben könnte?

Auch die Philosophie braucht bescheidene Klugheit, und Stilpo war nie mehr Philosoph, als da er seinem Freund oder Schüler, der ihn auf der Strasse fragte, ob man nöthig habe zu beten und zu opfern? zurief: Schurke, frag mich das zu Haus. —

Ueber Schaftsbury von der Tugend, an Born in Wien.

Ueber Schaftsbury von der Tugend.

Wenn ein Volk, mein liebster Born, lange nicht hat wagen dürfen selbst zu denken, noch die Gedanken seiner freyen Seele sich öffentlich zu gestehen, und es wird dasselbe auf einmal, sey es wodurch es wolle, von diesen knechtischen Banden befreyt, und wieder in sein altes Menschenrecht eingesetzt: so ist es natürlich, daß dieses Volk, unbekannt mit den Kräften des menschlichen Verstandes überhaupt, die sich nur durch Erfahrung schätzen lassen, und mit seinen insbesondere, von welchen es noch nie einigen Versuch gemacht hat, sich nun überall zu viel zutraut, alle Wahrheiten umfassen, und alle Hügel des Wissens und Denkens übersteigen

will. Und ist dieses Volk noch überdiß an gewisse Meinungen gebunden worden, die ihm, Wahrheit und Aberglauben und Lügen untereinander gemischt, mit Gewalt aufgedrungen, und ihm zur Pflicht des Glaubens gemacht haben: so ist es noch weniger zu verwundern, daß ein solches Volk, gleich den Kindern die ihre Lieblingsspeise, in welcher sie einmal eine Arzney einnehmen müssen, auf immer verabscheuen, auch alle Wahrheit, sie sey so rein als sie will, mit Eckel von sich wirft, wenn sie nur von weitem mit dem einige Aenlichkeit hat, was sonst ihrem Verstand so unweise aufgezwungen worden ist.

Die Nation, unter welcher Sie leben mein Born, und ein grosser Strich Deutschlands, ist, wenn ich nicht sehr irre, jetzt ganz in dem Fall. Der schnelle, unvorbereitete Uebergang von einer ängstlichen Anhänglichkeit an das alte Mönchssystem, welches man diesem Volk für Religion verkaufte, zu der Freyheit zu denken, und zu reden, und zu lesen, zu welcher es auf einmal zugelassen worden ist; hat dünkt mich, den meisten, alles was nur einigen Schein von Religion hat, verhaßt gemacht; und wenn man ansieht den Kaltsinn womit das Volk, den Spott, oft die Bitterkeit, womit

die mehr unterrichteten und vornehmeren von dem was dem Menschen so heilig zu seyn verdient, zu sprechen pflegen; so muß man doppelt bedauren, daß Ihre Reformatoren nicht wenigstens erst in der Stille, etwas bessers bereit gehalten haben, um das an die Stelle des schlechten zu setzen, das sie so gar schnell wegzunehmen für gut gefunden haben.

Es ist mir zwar wohl bekannt, und wer weiß es nicht? daß bey Ihnen, zugleich mit der eingeführten freyen Denkungsart in Kirchen und Religionssachen, auch an den niedern Schulen, und an den Akademien verbessert wird, daß man überall Seminarien für die Geistlichen, und überall neue Pfarreyen bestellt; ohne Zweifel in der Absicht, statt der so sehr verstellten Religion der Christen, die wahre, schöne, lautere Religion ihres Meisters wieder herzustellen; und, wenn man uns recht berichtet hat, so wird so gar an einem neuen Kirchen-Unterrichtssystem bey Ihnen gearbeitet, welches dann die Stelle des alten füllen soll! Wenn aber auch diese so ängstliche Schulen; der so gezwungene und voll gepropfte akademische Unterricht; diese so klösterlich eingerichtete Seminarien, wie ich nicht glaube — so grosse Dinge thun könnten; so ist doch alles das

erst für eine künftige Generation möglich; Inzwischen geht die jetzige in ihrer Lauligkeit fort, und arbeitet viel geschwinder gegen den schönen Zweck, den Ihre Verbesserer und Aufklärer sich vorgesetzt haben.

Mich dünkt es ist ein Mittel da, Ihrem Publikum wenigstens vor der Hand einen bessern Dienst zu thun; und da ich weiß wie sehr Sie alles was schön und gut ist, lieben und umfassen; so will ich Ihnen als Freund zu Freund meine Ideen nicht allein mittheilen, sondern auch einen Versuch machen sie vor Ihren Augen auszuführen.

Wenn Sie diese billigen, so ermuntern Sie mehrere unserer Freunde, (und wir haben viele, die eine solche Unternehmung glücklicher ausführen könnten) ermuntern Sie diese, mit mir auf gleichen Zweck zu arbeiten, und nehmen Sie Selbst diese öffentliche Zuschrift von mir auf, als ein Zeichen der innigen Liebe, die ich Ihnen in dem ersten Augenblick unsrer Bekanntschaft, ganz gewidmet habe.

Ich will Ihnen vor allen Dingen meine Idee erklären.

Ich meine es ist Ihrer Nation, wenigstens dem vornehmern und angesehenern Theil dersel-

ben, und dem Strich von Deutschland, in welchem nun so sehr an der Religion reformirt wird, ergangen, wie es einem grossen Theil von Europa auch ergangen ist.

Einige oft weise, meist mit dem was man Hofsitten und gute Lebensart nennt, wohlbekannte, fast immer witzige und beredte Männer, haben schon seit Anfang dieses Jahrhunderts und länger, sich an die gemeine, sehr mißverstandene Religion gestossen, und nach ihrer Art, bald darüber, bald dagegen philosophirt; bald diese bald jene Moral gelehrt; bald gespottet bald getadelt; bald mit Härte wider den gemeinen Glauben gestritten. Oft haben diese Männer viel wahres gesagt, oft haben sie nur einige Züge, einige Gedanken, einige Aussichten übersehen, um ganz wahr zu seyn; oft aber haben sie auch mit falschem Spott, mit mißverstandener Philosophie, mit grossem Vorwitz, für Irrtümer welche sie tadlen wollten, grössere Irrtümer verschuldet, und mich dünkt nicht selten, für schädliche Thorheiten die sie geiselten, noch schädlichere sich selbst verziehen.

Wenn nun ein Buch dieser Art einem Leser in die Hand fiel, der über Religionssachen und

moralische Philosophie noch nicht gedacht hatte, der vielleicht froh gewesen wäre beyder überhoben zu seyn, oder der schon über manches zweifelhaft war; oder solchen, welchen man wirklich so viel abgeschmacktes und unvernünftiges unter dem Namen Religion aufgezwungen hatte; oder auch solchen, die nur gerne von Andern sich unterscheiden wollten: So war es natürlich, daß ein solcher Leser diesen Schriften einen grossen Werth beylegte. Die wenigsten verstanden sie zwar; aber da diese Art von Schriften leichter dahin geschrieben zu werden pflegen; da sie so oft richtige Anmerkungen aus dem gemeinen Leben enthalten; da ihre Grundsätze meist so wenig beschwerlich sind, da sie der Eigenliebe, die alles zu übersehen und zu verstehen glaubt, so nachsichtig schmeichlen; da sie auch das Geistige, das wir nicht verstehen, so ähnlich machen dem sinnlichen, das wir mit Händen greifen; und da sie endlich so oft, nicht ohne Witz, in schönen, bisweilen auch in guten Apophtegmen, die sich dem Gedächtniß leicht eindrücken, und glänzend wieder geben lassen, mehr sagten, als die gemeinen Religionslehrer zu sagen pflegen: so wurden sie überall angeführt, überall wiederholt, und gröstentheils ihnen weit mehr, weit etwas

anders angedichtet, als sie selbst enthalten oder sagen wollten.

Die strengeren Moralisten, und die noch strengeren Geistlichen, gaben sich selten die Mühe diese Schriften zu ergründen; und waren nach seltener weise genug ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sie verdammten, wo sie nur prüfen sollten; Sie widerlegten, wo sie nur berichtigen sollten; warfen weg, wo sie nur ergänzen sollten, und wurden ärgerlich, wo sie hätten schweigen sollen.

Wer sollte diese Ungerechtigkeit nicht fühlen? Sie gab den Schriften, die man so verfolgte, und in welchen der gröste Zelote doch Wahrheit finden mußte, die ihm auf der Kanzel nicht eingefallen war, noch einen grössern Schwung, und machte ihre Verehrer oft wähnen, daß sie wirklich von diesen ihren neuen Lehrern etwas bekommen hätten, da sie doch nicht selten für theologische Paradoxen nur philosophische, für scholastische Spitzfindigkeiten, nur Hof-Sophistereyen; für clerikalische Falschheiten, nur deklamatorische; und immer für warme Religion, nur kalte Worte bekommen hatten! Ohne das Geschrey, ohne die grosse Partheilichkeit, ohne den unvernünf-

tigen Eigensinn der Geistlichen hätte das Publikum sich wohl nicht so täuschen lassen; ohne sie hätte sich die Helfte von Voltairs und Helvetius Philosophie, und die ganze Philosophie des Argens und Mirabeau, und selbst Diderot, vielleicht kaum so lange im Andenken erhalten, als Edelmanns, Bardts und dergleichen plumpe Heterodoxie; oder unserer und Ihrer theologen plumpe Orthodoxien, die mit ihrer Entstehung vergessen werden!

Nun ist es aber einmal geschehen, und ganz Europa hat das Lesen dieser Bücher, fast zu einem Theil der Erziehung gemacht. Bey Ihnen wo man so lange sich nur an ihre Busenbaums und Kochheims, und dergleichen halten mußte, verschlingt man nun gierig was vor wenigen Olympiaden, noch ein Greuel war nur anzurühren; und hält sich übrig belohnt, wenn man nur in einem Wust von Flachheiten, einige harte Streiche gegen die Religion und ihre Anhänger findet.

Wann nun aber einmal dieser erste Rausch vorüber ist; wann diese Leute nun einmal anfangen, auch in ihren so sehr gerühmten Philosophen, Flachheiten zu ahnden; wann das Bedürfniß ihres wärmern Herzens einmal anfängt, mehr zu verlangen, oder wann einmal

jeder Friseur anfängt, ein kleiner Helvetius zu werden, und die honetten Leute sich schämen Atheisten zu seyn, wie ihre Kutscher und Stallknechte; was werden sie dann haben? Schwerlich werden sie dann den Normalschulen Tabellenglauben annehmen wollen, schwerlich mit ihrer Philosophie sich behelfen; und gewiß nie wieder zu der alten Verkehrtheit zurück kehren können. Für diese nicht weit entfernte Zeit; und für die schon einbrechende Zeit des ekelhaftesten Kaltsinns, dünkt mich würde nun am Besten gesorgt seyn; wenn man in Zeiten anfieng, statt die Schriften gegen die Religion zu predigen, oder zu widerlegen, sie ganz kaltblütig zu anatomiren; das was heilsam in ihnen ist, dergleichen ich vieles finde, heraus zu suchen, es mit der ädlern Religion, der beschiedenen Vernunft, oder der reinen Offenbarung zusammen zu reihen, und zu versuchen, ob dann der Mensch so gar verlassen ist, daß er weder in seinem Kopf noch in seinem Herzen etwas finden kann, das seine besseren Bedürfnisse sättigen könnte? Finden wir dann nichts als Aberglauben und Lüge; nichts worauf das Aug unserer Seele ruhen könnte, wenn das Licht des Verstandes dunkel wird; nichts das uns wärmen könnte, wenn wir die Decke der falschen Mönchsreligion von uns geworfen

haben: so lernen wir doch wenigstens dann den wahren Zweck unsers Lebens kennen, hören dann ganz auf zu raisoniren, und greifen dann vielleicht wieder nach den Tugenden unserer Vorfahren, der Stärke des Rosses, und der Kraft der Beine, damit wenigstens der alsdann ganz gesetzlose Despotißmus uns nicht völlig verschlinge. Finden wir aber etwas mehr; sehen wir, daß die ächten Denker, welche wir bisher für Feinde der Religion angesehen haben, oft selbst am wärmsten für sie gesprochen haben; daß sie oft nur einige Gesichtspunkte versehen haben, um ihre besten Freunde zu werden; daß wir sie oft falsch verstanden haben, daß sie oft sich offenbar betrogen haben, und daß sie, was ihre Leser nun selten ahnden, für theologischen Aberglauben, uns so oft philosophischen Aberglauben gaben; so wird selbst diese Untersuchung uns gerechter gegen das christliche System machen, und uns, wenn wir uns nicht ganz abgeschnitten finden von der höhern Reihe der Wesen, auf die Seite aufmerksam machen, wo wir mit denselben zusammen hängen.

In dieser Absicht mein Born, und um zu versuchen, in wie fern dieser Gedanke aus-

zuführen sey, lege ich Ihnen nun einen Auszug des Schäftsburischen Versuchs über die Tugend vor. Ich habe diesen kleinen Aufsatz um deswillen gewählt, weil mir in ihm, und in dem, was ich darüber bemerken werde, die Keime aller Tugend, und der engsten Verbindung der menschlichen Glückseeligkeit mit der Religion, zu liegen scheinen.

Sie wissen Schäftsbury war kein Freund der Christen; und in diesem Aufsatz bestrebt er sich sonderlich zu beweisen, daß die menschliche Tugend auf etwas ganz anderm ruhe, als auf der Religion; und daß diese höchstens nur ein gutes Werkzeug zur Ausführung werden könne!

Schäftsbury war unstreitig ein denkender Mann; ein Mann der die Welt kannte, der mit vielem Scharfsinn richtiger Vernunft, eine schöne Seele verband. Seine Philosophie ist ädel und erhaben; der Gang seines Räsonements ist meist ordentlich; er erlaubt sich, wenigstens in diesem Aufsatz keinen verwegenen Spott, sagt nichts um zu glänzen, verachtet zu persifliren, wo er urtheilen soll; und sein Buch ist in der kleinen Klasse der denkenden Feinde der Religion von jeher ein Handbuch gewesen.

Selbst die billigen Freunde und Verehrer der Religion, müssen es schätzen; und ich muß es selbst gestehen, ich wollte es wäre manches, könnte manches so seyn, wie Schäftsbury sagt!

Diesen wichtigen Schriftsteller, und das wichtigste Werk seiner Hand, wähle ich also zuerst, um den Vorschlag zu versuchen, den ich Ihnen vorlege. Ich werde ihn treulich ausziehen, überall wo ichs nöthig finde, meine Bemerkungen anhängen, und dann den Schluß herausziehen, welchen die Vergleichung angiebt.

Ich hoffe nicht, daß man es mir für eine verwegene Kühnheit anrechnen wird, daß ich mich an einen der berühmtesten Philosophen der Nation wage, die von den Meisten für die Mutter aller modernen Menschenphilosophie gehalten wird. Man weiß überhaupt, daß die Philosophie kein Vaterland hat; und was mich insbesondere betrift, wenn es der Mühe werth ist von mir zu reden, so denkt vielleicht niemand bescheidener von seinen Kräften als ich. Ich gestehe, daß ich blos deswegen den Muth gefaßt habe, unter Männern, und zu Männern im Publikum zu reden, weil ich gefunden habe, daß bescheidene Demuth, die

Grundlage und der Charakter meiner Philosophie ist; und überhaupt schreibe ich immer mehr, um mich dem Unterrichte darzustellen, als andere unterrichten zu wollen.

* * *

Schäftsbury hat seine Untersuchungen in zwey Theile abgetheilt. In dem ersten bemüht er sich zu beweisen, daß die Religion zur Tugend ganz entbehrlich sey; wenigstens daß sie nicht den Grund der Verbindlichkeit zur Tugend, enthalte, sondern höchstens nur Werkzeug und zwar ein ziemlich zweydeutiges Werkzeug zur Ausführung seyn könne. Im zweiten will er den wahren Grund der Verbindlichkeit zur Tugend angeben.

Erstes Buch.

I. Theil. I. Abschnitt.

„Tugend, sagt er, und Religion, scheinen auf das unzertrennlichste verbunden; doch gibts Leute genug die vielen Eifer für die Religion zu haben scheinen, und nicht einmahl die gemeine Menschenliebe kennen; wenn andere die man für

„ Atheisten hält, die reinste Moral beo-
„ bachten; auch fragen wir, wenn wir
„ mit andern zu thun haben, nicht so
„ wohl nach ihrer Religion, als vielmehr
„ nach ihren Sitten.

„ Es ist also wohl der Mühe werth zu
„ fragen: was ist das Wesen der Recht-
„ schaffenheit oder der Tugend; was hat
„ Religion für einen Einfluß auf sie? In
„ wie fern kann Religion nicht gedacht
„ werden ohne Tugend; und in wie weit
„ ist man berechtigt zu sagen, daß ein
„ Atheist unmöglich tugendhaft seyn kön-
„ ne, oder Antheil an Rechtschaffenheit
„ und an moralischem Verdienst haben
„ könne?

„ Diese Untersuchung ist sehr anstössig.
„ Die Vertheidiger der Religion und ih-
„ rer Glaubensbekenntnisse können es so
„ wenig leiden, daß man einem System
„ ausser ihrem Sprengel, das mindeste
„ einräume, als die s. g. Freydenker es
„ ertragen mögen, daß ein Schriftsteller,
„ der sich ihrer Vorrechte anmaßt, ein
„ Wort zum Besten der Religion zu sagen
„ sich beykommen lasse. Sey dem aber
wie

„ wie ihm will; so müssen wir doch,
„ wenn wir die Untersuchung die wir vor
„ uns haben, verfolgen wollen, nothwen-
„ dig auf die Grundidee der Meynungen
„ von Gott zurück gehen, und wenn wir
„ das gethan haben, so wird das übrige
„ vielleicht leichter und deutlicher werden.

* * *

Nach dieser Vorrede, die jedoch den Umfang der ganzen Abhandlung noch nicht angiebt, wie sich aus dem folgenden zeigen wird, fängt der Philosoph an, die verschiedenen Systeme von der Lehre von Gott durchzugehen.

II. Abschnitt.

„ In dem Universum, sagt er, ist ent-
„ weder alles ordentlich oder zu einem
„ allgemeinen Zweck eingerichtet; oder
„ einiges ist der Ordnung nicht gemäß,
„ und könnte weiser und besser zum Zweck
„ des Ganzen eingerichtet seyn.

„ In dem ersten Fall kan in dem Uni-
„ versum kein Uebel, nichts bös seyn;

„ und alles was so beschaffen ist, daß es
„ dem allgemeinen Zweck nach nicht an=
„ ders seyn konnte, ist vollkommen gut;
„ und folglich ist immer in Rücksicht auf
„ das Ganze, nur das Böß, was in der
„ Absicht anders und besser hätte seyn
„ können.

„ Ist nun etwas böß in dem Univer=
„ sum, so muß es entweder mit Absicht
„ so geordnet seyn, daß es dem allgemei=
„ nen Zweck schädlich, wenigstens nicht
„ so nützlich sey, als es seyn könnte, oder
„ es muß aus einem blossen Zufall ent=
„ standen seyn. Giebts ein Böses, ein
„ Uebel in dem Universum, das aus Ab=
„ sicht eingeführt worden ist, so muß das
„ Principium des Ganzen, selbst verdor=
„ ben und bös seyn; oder es muß zu
„ schwach seyn einem entgegen arbeiten=
„ den üblen Prinzipium zu widerstehen.

„ Giebts ein Uebel das durch Zufall ins
„ Universum kommt, so kann kein mit
„ Zweck und Absicht ordnendes Prinzipium
„ vorhanden seyn; denn, wollte man
„ auch annehmen, daß eins da wäre,
„ das nur Gutes wollte, das aber das
„ zufällige Uebel nicht hindern könnte;

„ so würde doch ein so schwaches Prin-
„ zipium so gut als keins seyn.

„ Das Prinzipium, welches die Natur
„ in dem ganzen Universum mit Absicht
„ und Verstand lenkt, nennt man Gott;
„ sinds mehrere, die das Universum so
„ lenken, so giebts mehrere Götter; wenn
„ aber weder das eine, noch die mehrere
„ in ihrem Weesen gut sind, so nennt
„ man sie nicht sowohl Gott als vielmehr
„ Dämonen.

„ Wer ein Prinzipium annimmt, das
„ alles zum besten Zweck des Universum,
„ auf die beste Art mit Plan und Ab-
„ sicht lenkt, der ist ein vollkommener
„ Deist.

„ Wer kein Prinzipium, daß alles so
„ zu dem Zweck des Ganzen lenkt, ein-
„ gesteht, sondern alles dem Zufall zu-
„ schreibt, und weder in dem allgemeinen,
„ noch in dem einzeln und individuellen,
„ und seinem Gang einen Zweck und Plan
„ erkennt, der ist ein vollkommener Atheist.
„ Wer mehrere Götter annimmt, der ist
„ ein Polytheist.

„Wer dem Gott, den er annimmt,
„nicht eine wesentliche Güte zuschreibt,
„ist ein Dåmonist.

„Nicht leicht ist jedoch beständig, je-
„mand seiner Theorie völlig treu. Es
„kann deswegen nur der ein vollkomme-
„ner Deist, Atheist, oder Dåmonist ge-
„nannt werden, der in keiner Anwen-
„dung seiner Grundsätze, in keinem Ur-
„theil von dem Lauf der Dinge, ein
„anders Prinzipium annimmt, als im-
„mer Gott, Zufall oder Dåmon; wer
„aber weder durchgehends alles Gott oder
„dem Schicksaal, sondern einiges wohl
„diesem, einiges jenem zuschreibt, einiges
„Gott, einiges dem Dåmon, ist ein ver-
„mischter Atheist, Deist und Dåmonist.

„Nur die vollkommenen Atheisten sind
„ausgeschlossen von der Religion. End-
„lich giebt es auch viele, die aus Zwei-
„felsucht, Trägheit, oder Mangel ordent-
„licher Begriffe, sich von Gott gar nichts
„mit Sicherheit denken.

„Die Frage ist nun, wie die verschie-
„denen Meynungen von Gott, mit der
„Tugend und dem moralischen Werth

„ bestehen, und einen moralischen, recht-
„ schaffenen Charakter möglich machen;
„ und ob beide überhaupt ohne einige
„ Idee von Gott gedacht werden können?"

Wenn Schäftsbury von vermischten Systemen von Gott spricht, so versteht er darunter ohne Zweifel diejenigen wo man oft andere Folgen annimt, als aus der Idee von Gott oder nicht Gott fliessen; oder solche, wo man das ordnende Prinzipium nur zu einem selbstthätigen physischen Prinzipium macht; denn so dünkt mich, in Rücksicht auf die vorgehende Frage, der ebenfalls ein Atheist, welcher annimt daß Gott in seinen Planen nur auf die Arten sehe, und auf die Individuen nicht; ingleichem der, welcher behauptet: daß Gott ein physisches Prinzipium sey, das durch alles durchgehe, und daß alles nach dessen physischem Gesetz, und dem dadurch entstandenen Gesetz der Organisation geschehe. Ferner scheinen mir auch in Rücksicht auf die vorliegende Frage, diejenige zu den Atheisten zu rechnen, welche gl auben, daß die menschliche Natur zu gering, zu klein, zu nichtswürdig sey, als daß sie mit Gott und höhern Geistern in Verbindung stehen könnte, weder hier noch nach dem Tod. Denn, da die vorliegende Frage die Absicht hat, zu entscheiden

ob Tugend und moralischer Werth unter den Menschen Platz finden könne, ohne Grundsätze vorher anzunehmen, die den Einfluß der Gottheit auf die Ordnung und den Zweck der Welt, auf die moralischen Handlungen vestsetzen; so dünkt mich muß man hier, alle diejenige unter dem Namen der Atheisten begreiffen, welche, auf was für eine Art es immer sey, den Einfluß Gottes auf moralische Handlungen des Menschen läugnen. Es wird sich in der Folge noch deutlicher zeigen, daß diese Ausdehnung des Begriffs von den Meynungen von Gott, nothwendig sey; und wirklich liegt sie schon in dem was Schäftsbury von den vermischten Systemen der Atheisten, obgleich zu unbestimmt, gesagt hat.

II. Theil. I. Abschnitt.

Schäftsbury kommt nun dem Begriff von der Tugend näher, und fängt an, ihn selbst nach dem was er oben von dem Guten gesagt hatte, zu erklären; nemlich da er sagte: nichts ist gut als was dem Zweck des Ganzen gemäß ist, wenn das Ganze einen Plan hat; so bemerkt er nun folgendes.

„ Es ist schwer in einer Maschine einen
„ Theil derselben zu erklären, wenn man
„ das Ganze nicht kennt; folglich natür-
„ lich noch schwerer zu sagen, was für
„ Zwecke die Theile der Natur haben,
„ die wir im Ganzen nicht übersehen;
„ aber wenn wir einen Theil den wir
„ übersehen können, allein nehmen, so
„ können wir die Verhältnisse und Zwecke
„ seiner Theile wohl angeben.

„ Ein jedes Ding hat ein **Wohl** das
„ es seiner Natur nach sucht, folglich ei-
„ nen Zweck; was diesem entgegen ist,
„ muß diesem Ding übel seyn. “

Wenn der Schluß zusammen hängen soll, so muß man noch anfügen: da jedes Ding wieder ein Theil von dem ganzen Innbegriff aller Dinge seiner Art ist: so muß

„ wenn etwas in diesem Ding ist, das
„ der ganzen Art und ihrem Zweck entge-
„ gen ist, auch dieses Ding übel für die
„ ganze Art seyn. Schickt sichs daß nach
„ dem natürlichen Verhältniß und Wesen
„ eines Dings, etwas ihm und der Art
„ wozu es gehört, Uebel ist; oder ihm

„ und ihr gut ist; so kann hier Eigen-
„ nutz und Tugend beysammen stehn.

„ Doch dieses hernach; jetzt soll nur
„ das Wesen der Tugend aufgesucht wer-
„ den.

„ Gäbe es eine Creatur die ganz allein
„ lebte, nicht liebte, und nicht geliebt
„ würde; so würden wir diese für un-
„ glücklich halten; sagte man uns aber,
„ daß sie nicht unglücklich wäre, so wür-
„ den wir sie zwar für kein Ungeheuer
„ halten, aber doch auch nicht gut nen-
„ nen.

„ Wäre aber auch diese Creatur, abso-
„ lut betrachtet, gut; sie wäre aber doch
„ Theil von einem System in der Natur;
„ so könnte sie, wenn sie so allein in sich,
„ und abgeschnitten von allem lebte des-
„ sen Theil sie wäre, nicht gut seyn.

„ Ob eine Creatur, oder ein Thier, Theil
„ von einem System sey, erkennt man
„ daran, wenn etwas in ihr ist, das auf
„ etwas auser ihr Bezug hat. So, wenn
„ Mann und Weib Bezug auf einander
„ haben, und wieder jedes in seinen Ver-
„ hältnissen, auf eine Ordnung der Dinge

„ ausser ihnen Bezug hat; so folgt daß
„ sie Theile eines Systems sind, nemlich,
„ Theil einer Art von Creaturen die eine
„ gemeinschaftliche Natur haben, und sich
„ zusammen helfen zu ihrer Erhaltung.

„ Ist eine ganze Art von Geschöpfen so
„ eingerichtet, daß sie Bezug auf die Er-
„ haltung einer andern Art haben; so
„ ist wieder die ganze Art Theil eines sol-
„ chen andern Systems. So finden wir
„ alle Thiere verbunden in ein System;
„ die Thiere wieder mit den Vegetabilien,
„ und so alles mit der Erde, diese mit
„ andern Globen, und alles im Univer-
„ sum macht ein System, von dem jedes
„ einzelne, Theil ist.

„ In diesem allem kan also kein beson-
„ ders Wohl für einen einzelnen Theil
„ seyn; sondern in Absicht auf das Ganze,
„ muß alles besondere Wohl oder Uebel,
„ ein Wohl seyn.

„ Das wahre absolute Uebel ist also
„ nur das was dem ganzen System des
„ Universums Uebel ist; das Ueble der
„ Theile aber ist eigentlich kein Uebel,
„ wenn alles weise abgezweckt ist; sondern

„ es ist auch das ein Wohl für das Ganze.
„ Wer also beweisen will, daß etwas in
„ sich übel sey, muß beweisen, daß es
„ dem ganzen Universum übel sey! Hin-
„ gegen in Rücksicht der Theile eines
„ Theils, kann etwas so weit wohl für
„ ein Uebel angegeben werden; z. B.
„ wenn eine Art Thier, dem ganzen Thier-
„ system schädlich wäre, so könnte sie so
„ weit übel heissen; Ein Individuum z.
„ B. ein Mensch wäre den übrigen schäd-
„ lich, so wäre er wieder so weit ein übler
„ Mensch!

„ Dennoch nennen wir den nicht gut
„ noch böß, der es ohne seine Neigung
„ und Willen ist; den Rasenden der an-
„ dern Menschen schadet, nicht böß; den
„ Gebundenen weil er niemand schadet, nicht
„ gut. Man muß also aufsuchen welche
„ Neigungen gut und natürlich; welche
„ böß und unnatürlich in einem Geschöpf
„ sind, das sich seiner Handlungen be-
„ wußt ist.

II. Abschnitt.

„Zuerst also; Alle Neigungen zu einem „privat Wohl, das nur eingebildet ist, „sind überflüssig, folglich ein Uebel.

„Ist eine Neigung gut zum privat Wohl, „aber, wenn sie auch gleich in ihren na- „türlichen Schranken bliebe, dennoch dem „Wohl des ganzen Systems zuwider, so „ist sie Uebel; und folglich in der Rück- „sicht, auch nicht einmal zum privat Wohl „gut.

„Ist sie in ihren Schranken dem Sy- „stem nicht entgegen, sondern nur in ih- „rem Uebermaas, so ist nur das Ueber- „maas ein Uebel; und das nennt man „eigentlich den Eigennutz.

„Ist die Neigung zum privat Wohl „nicht allein dem System nicht entgegen, „sondern so gar nützlich; so ist ihr Man- „gel wirklich ein Uebel.

„Die Neigung zum privat Wohl kann „also so wohl gut als böß seyn, nemlich in „dem Uebermaas, und das wenn sie dann

„ auch schon durch einen Zufall dem Sy-
„ stem nutzt.

„ Was gethan wird um des privat
„ Wohls willen, wenn es auch schon
„ dem Ganzen nützt, ist doch nicht
„ weiter gut, als die Neigung wirk-
„ lich das gemeine Wohl zum Zweck
„ hat. Laßt die Creatur handeln so
„ gut sie will, wenn im Grund blos
„ das privat Wohl sie bewegt, so ist
„ sie immer fehlerhaft, so oft die Nei-
„ gung zum privat Vortheil, sie sey
„ so mässig als sie will, das wahre
„ Motif der Handlung war, deren
„ Motif die natürliche Neigung für
„ das Ganze seyn sollte.

„ Nichts was von aussen zum Guten
„ treibt, kan eine solche Creatur gut ma-
„ chen, bis die Neigung zum Guten da ist.

„ Das ist also eine gute Creatur: wel-
„ che durch den natürlichen Hang ihrer
„ Neigungen unmittelbar zum Guten ge-
„ trieben, vom Uebel abgehalten wird.

„ Eine böse ist die: welche entweder
„ keine Neigung hat die stark genug wäre,
„ sie zum Guten zu treiben, und vom

„ Bösen abzuhalten; oder welche solche
„ hat, die sie zu diesem treiben, von je-
„ nem abhalten. Wenn alle Neigungen
„ in gehöriger Maas zum Wohl des Sy-
„ stems abzwecken, so ist die ganze Crea-
„ tur ihrer Natur nach gut, wenn einige
„ weniger oder mehr, so ist sies nach dem
„ Verhältniß, und so kann selbst über-
„ triebene Liebe und Güte fehlerhaft wer-
„ den. “

Hier muß ich verweilen, nicht um dieses System zu widerlegen, wer wollte das gerne, wenn er auch müßte? sondern nur um es in den Gesichtspunkt zu stellen, in welchem, dünkt mich, die Sache selbst, sich dem gemeinen Menschensinn darstellt.

Wann jetzt einer der himmlischen Richter Aeacus oder Rhadamant sich hinsetzte, und ohne einige Rücksicht auf Moralität der Handlungen, alles was in dem ganzen Universum geschieht, beurtheilen wollte; so würde er ohne allen Zweifel nach diesem System richten. Er würde vor allen Dingen sich das System des ganzen Universum bekannt machen, und seinen Zweck ausfinden, das würde sein Gesetzbuch werden. Wenn er dieses gefunden den hätte, so würde er von einem Weltsystem

zum andern gehen, und alles was in jedem, in Rücksicht blos auf dieses System gut oder übel ist, prüfen, und jenes für sich gut, dieses für das partikulare Weltsystem übel, für das Ganze gut nennen; so würde er fort gehn, immer seinen Gesichtskreiß kleiner nehmen, biß er auf die einzelen Individuen käme, und auch da würde er auf gleiche Weise richten. Würde er dann die Augen von den Handlungen oder Wirkungen abwenden, und blos auf die ersten Ursachen der Handlungen oder Wirkungen zurückgehen, die in jedem einzeln betrachteten Welt- oder Creatursystem, oder in jedem Individuo liegen; so würde er diese wieder nach dem Werth der Absicht, bald gut, bald übel nennen, und wer würde dagegen etwas haben? denn, um richten zu kennen, muß man eine Regel haben; und welche andere sollte er finden, als die, welche in dem Bau und dem Gang der Systeme liegen?

Wenn aber eine andere mindere Creatur, welche eben so dächte, aber weder den Zweck des Universums, noch den Zweck des kleinsten Systems, an welches sie gebunden ist, kennte, über den Werth der Handlungen selbstthätiger Geschöpfe richten wollte, wo würde diese ihre Regel hernehmen?

Mich dünkt diese Creatur würde wieder von da ausgehen, woher Schäftsbury sie führte.

Ich fühle, würde sie sagen, daß bey einigen meiner Empfindungen mir wohl wird, bey andern nicht; ich fühle ferner, daß ich kein ganz selbständiges Wesen bin, das an nichts hangt, und von dem nichts abhangt; das überzeugt mich, daß ich Theil des Ganzen bin. Bin ich das, so ist der Zweck des Ganzen auch mein Zweck. Aber wer lehrt mich diesen Zweck finden?

Wenn ich Theil eines Ganzen bin, so muß wohl mein Zweck auch Theil von dem Zweck des Ganzen seyn; aber eben weil ich nur Theil bin, so muß auch nur der Theil des ganzen Zwecks durch mich erreicht werden können und sollen, welcher meinen selbstthätigen Handlungen zum Zweck angewiesen ist, und das übrige muß durch andere erreicht werden.

Diesen Theil werde ich nun am besten finden, wenn ich den Zweck meiner selbstthätigen Handlungen suche.

Was habe ich nun für Kennzeichen, welche diesen Zweck bezeichnen? Ohne Zweifel muß die Natur sie angegeben haben, weil sie den Zweck gesetzt hat; ohne Zweifel muß es

das seyn, was ich von Natur schon geneigt bin gerne zu thun, so bald ichs selbst thun kann. Und was ist das? Das ist nichts anders als der Innbegriff derjenigen Handlungen, bey welchen mir wohl wird.

Mein Wohl ist aber sehr zusammen gesetzt. Eine Handlung kann mir auf der einen Seite wohlthun, die mir auf der andern weh thut. Ich muß also, um den Theil des Zwecks des Ganzen, den die Natur mir angewiesen, und durch das angenehme verkündigt hat, das mit jeder Handlung die darauf abgeweckt verbunden ist, zu finden, immer meinen Zustand in seinem ganzen Umfang betrachten; und das wird dann gut seyn, d. i. wird den mir anvertrauten Antheil des Zwecks von dem Ganzen, dessen Theil ich bin, erreichen, was mir in dem ganzen Umfang meiner Existenz am meisten wohl thut. Mein Zustand ändert sich aber mit jedem Tag. Ich kann also vielleicht heute das thun, was mein Wohl in dem ganzen Umfang meines heutigen Zustandes schützt, vermehrt, erhält; aber wie, wenn mein Zustand sich morgen änderte? da das Ganze immer fortdaurt, ich also seinen Zweck so wie in jedem Theil, auch in jedem Augenblik seiner

Dauer,

Dauer, so weit er mir vertraut ist, fördern, erhalten, schützen muß, wenn mir immer wohl seyn soll; so muß ich auch nachsehen, ob das Wohl, das meine Handlung hervorbringen soll, auch Wohl in der ganzen Dauer meiner Existenz ist, so weit ich diese voraus sehen kann; was ich nicht sehe, das hat die Natur nicht zu meinem Antheil am Zweck des Ganzen gerechnet, was nicht von mir abhängt auch nicht!

Und nun laßt mich zusammen rechnen, was ist dann das, was ich mein Wohl nenne, und was Zweck meiner selbstthätigen Handlungen werden kann; und, ist dieses Wohl so beschaffen, daß es nicht allein im ganzen Umfang und der ganzen Dauer meiner Existenz erhalten werden kann, so weit ich sie sehe; sondern daß es auch wahrscheinlich, entweder Wohl des Ganzen ist, dessen Theil ich worden bin, oder daß es doch mit ihm bestehen, und aus ihm genommen werden kann?

Ein Wohl fortdaurend empfinden, nenne ich geniessen; Ein Uebel fortdaurend verabscheuen, nenne ich leiden. Zu jenem treibt mich die Natur, von diesem hält sie mich ab. Mein Zweck ist also: in der ganzen Dauer meiner

Existenz, das in dem Umfang meiner Geniesungsfähigkeit gröste Wohl zu geniesen; in eben dieser Dauer, jedes Leiden, so weit das gröste Wohl es nicht fordert, zu vermeiden.

Wie kann ich das? Auf zweyerley Art dünkt mich. Erstlich, vorbereitend, daß ich alle meine Organe die des Genusses fähig sind, in dieser Fähigkeit; alle meine Kräfte diese Organe in den Genuß zu setzen, in ihrer Stärke erhalte und zunehmen mache; und dann, daß ich diesen Organen selbst Genuß verschaffe.

Was ist nun aber das Wohl, das ich mir schaffen kann, um es zu geniessen; woher lern ichs kennen? — Aus dem Genuß selbst und aus dem Entbehren. Dahin gehört Erhaltung meiner selbst im vollen Maas der Gesundheit und Kräfte, an Leib und Seele; Sättigung der Bedürfnisse meines Leibs, und der denkenden Kraft; Liebe, in allen ihren Ausdehnungen, Graden und Verhältnissen, gegen alles was ich lieben kann; Gefühl der Schönheit, der Harmonie, der Vollkommenheit; bescheidene Zufriedenheit und eine Menge andere Genüsse, dit ich mir selbstthätig schaffen kann.

Kann aber der Genuß aller dieser Dinge auch den Zweck des Ganzen befördern, dessen Theil ich bin: Ist er ihm nicht entgegen? — Eben dünkt mich, weil ich ein Theil des Ganzen bin, hat die Natur mir aus diesen Dingen ein Wohl gemacht, und machen müssen. So wie sie wollte, daß ich, ein Theil des Ganzen, so weit, selbständig, meinen Theil am Zweck des Universums ausführen sollte, als das übrige Universum mich nicht mit sich dahin reißt: so mußte sie auch wollen, daß ich und der so beschaffene Theil sich erhalte in vollem Maas seiner Gesundheit; denn wen sie berief diesem Zweck mit Kenntniß und Verstand nachzuarbeiten, dem mußte sie so weit Kenntniß, Fähigkeiten und Verstand geben. Sie mußte ihn durch Liebe, an die andern Theile des Ganzen binden,; mußte ihm das Gefühl der Schönheit, Vollkommenheit, Harmonie geben, das diesen Theil fähig macht mit dem Ganzen zu conspiriren; und allem diesem, mußte sie ein Resort beylegen, wodurch der Theil in Bewegung gesetzt würde, das ist das, was wir angenehm nennen; diesem Resort mußte sie auch eine Richtung geben, damit die nemlichen Werkzeuge nicht gegen den Zweck arbeiten, das ist, das Unangenehme;

Endlich mußte sie ihm noch einen Aufhalter geben, dnmit alles in seinem Verhältniß bleibe, das ist die Ruhe, welche wir Zufriedenheit nennen; In dem Verhältniß, in welchem alles dieses bey einer Creatur ist; in eben dem Verhältniß ist die Creatur bestimmt, für das Ganze zu arbeiten, denn nur so weit 'hat sie Werkzeuge dazu von der Natur empfangen; und mehr als diese ihr gabe, sollte und kann sie nicht seyn.

Es ist nicht schwer zu sehen, das ich mit diesem Räsonement eben dahin komme, wohin Schäftsbury will; nur dünkt mich, komme ich auf einem andern Weg hin, der fühlbarer ist für den Menschensinn, ihm mehr in der Nähe liegt. Schäftsburys System, setzt die Kenntniß des Ganzen voraus, welche die Natur uns versagt hat; Meins, setzt blos die Kenntniß des Menschen in seiner reinen Natur voraus; Schäftsbury schließt aus dem Zweck des Ganzen, den ich doch blos dnrch meinen Zweck erkennen kann, auf meinen Zweck; Ich schliesse aus meinem Zweck auf jenen. Wenn Schäftsbury sagt, das ist dem Ganzen gut, also auch dir; so sage ich, das ist mir in dem ganzen Umfang meiner Existenz und deren ganzen Dauer, gut, also auch dem Ganzen. Und Schäftsbury kommt im zweyten Theil seiner Abhandlung, wo er

beweißt, daß wenn wir für das Ganze arbeiten, wir wirklich für uns arbeiteten eben dahin. Ich verspahre deswegen auch den völligen Umriß meines Systems von Moral dahin, und führe das, was ich hier sage, nur an, um vorzubereiten.

Mein System scheint mir aber auch daher noch einen Vortheil vor Schäftsbury zu haben: weil ich mich auf das Unbestimmte in den Graden der menschlichen Neigungen, welche Schäftsbury annimmt, nicht einzulassen brauche. Schäftsbury konnte nicht läugnen, daß die selbstigen Neigungen, (man erlaube mir dieses Wort statt Selvish) bis auf einen gewissen Grad gut sind, und nur dann übel werden, wann sie die, welche das Ganze fodert, durch ihr Uebermaas zerstören. Er schränkt also jene auf ihr Maas ein, giebt aber nie eine sichere Gränzlinie an. Ich glaube sie dadurch angegeben zu haben, wenn ich überall, die aus Neigung handelnde, d. i. die selbstthätige Creatur, auf den Umfang und die Dauer ihrer Existenz zurück weise. Die gröste Liebe zum Leben, die gröste Vorliebe für Weib und Kinder u. s. w. ist und bleibt gut nach meinem System, so bald sie in dem ganzen Umfang und der ganzen Dauer meiner Existenz mir

kein grösseres Weh zuzieht, als sie mir wohl thut. Freylich muß ich mein Ich dabey fragen; Schäftsbury fragt das Ganze; aber wie kann er dieses kennen, ohne das Medium seiner selbst?

Ferner ist auch aus der Art wie ich die Sache vorstelle der Mißverstand nicht zu fürchten, den Schäftsbury selbst veranlaßt. Ich will seine Worte übersetzen, welche ich oben mit Fleiß ausgelassen habe, weil ich mich begnügen konnte den Sinn anzugeben, und weil sie hier mehr auffallen.

Da wo er sagte, daß wenn eine Art von Thieren zu dem Wohlseyn des Thiersystem gehöre, diese Art Theil des Systems wäre sagt er z. B.: Die Existenz der Fliege ist zur Existenz der Spinne unumgänglich nöthig, der unachtsame Flug, der weichliche Bau, der zarte Leib der Fliege, macht sie eben so sehr geschickt und bestimmt eine Beute zu seyn; als wie die raue Gestalt, die Wachsamkeit, die List, die Spinne zum Räuber bestimmt; Das Netzgewebe schickt sich deswegen für diese, wie die Flügel für jene. Beyde diese Thiere sind gegen einander in eben dem Verhältniß und Bezug gebaut, als wie in unserm

Körpern die verschiedenen Glieder und Organe; und wie in dem Baum die verschiedenen Aeste und Blätter Bezug auf eine Wurzel haben, und einen Stamm. 1. B. 2. Thle 1. Cap.

Schließt man nun hieraus nach Schäftsburys Grundsätzen fort, und giebt man der Fliege die Fähigkeit der Tugend; so müßte folgen, daß die Fliege um tugendhaft zu seyn, sich der Spinne hingeben müßte; und dann sähe ich nicht, warum die stärkere und listigere Classe von Menschen, nicht auch in dem Menschensystem eben diesen Schluß anwenden, nnd die ganze aristotelische Natur-Sklaverey damit vertheidigen könnte; denn der Schwache und Dumme hätte nach diesem Grundsatz eben den Bezug auf den Starken und Listigen, als wie die Fliege auf die Spinne. Ein Irrthum, der bey dem Starken nicht durch den Zweck des Ganzen kann widerlegt werden; denn er wird diesen eben so aus seiner Stärke und List abziehen wollen, als wie die Spinne ihren daher abnimmt; — Viele haben erst neulich so geschlossen. Auch ist dieser Irrthum unvermeidlich, sobald wir von dem Ganzen das wir nicht übersehen, auf uns seine Theile schliessen wollen; und nicht vielmehr umgekehrt,

von uns den Theilen auf das Ganze. Wenn ich den Campelischen Schachspieler sehe, umbekannt mit dem was dieses Kunststück wirkt, so kann ich nicht sagen, was ein jeder Theil desselben für eine Absicht hat; wenn ich aber eine Walze darinn sehe; so kann ich wohl sagen, diese Walze muß eine drehende Bewegung hervorbringen; der Zweck der Maschine muß also ein Drehen erfordern; Wenn das ganze Thiersystem blos in Spinnen und Fliegen bestünde, ich wüste aber seinen Zweck nicht, so könnte ich aus der blosen Bemerkung, daß eins raubt, das andere geraubt wird, nicht schliessen, daß der Zweck des ganzen Systems sey, daß eins raube, das andere geraubt werde; sehe ich aber beyde allein, so kann ich von jedem sagen, ihr Zweck ist, sich zu erhalten; die Spinne durchs rauben, die Fliege durchs entwischen, den Zweck der Combination beyder, weiß ich nicht!

Weiter scheint mir auch mein System nicht die ängstliche Strenge zu fodern, welche Schäftsbury fodern muß, wenigstens fordert. Was, sagt er, weder dem Ganzen, nach dem Theil, ein reelles Wohl giebt, sondern nur ein eingebildetes, ist überflüssig und bös, weil es den andern Neigungen ihre Stärke nimmt. Da

Schäftsbury blos den Zweck des Ganzen vor Augen hat, und darüber vergessen wollen, daß ein Ganzes, das Theil des Universums ist, unbeschadet des Universum gar leicht auch noch ein eignes Wohl haben kann; oder vielmehr, daß es Creaturen geben kann, welche in der Imagination und ihren Genüssen ein Wohl finden, das eigentlich weder zum Ganzen, noch zu ihrem Wohl im ganzen Umfang genommen, etwas beyträgt; so mußte er den strengen Satz aufstellen. Wenn aber jede angenehme Empfindung, sie komme woher sie wolle, einer Creatur einen Genuß eines Wohls giebt, so ist deswegen das eingebildete Wohl, wenn es im Umfang und der Dauer der Existenz, einer solchen Creatur kein grösseres Uebel bringt, kein Uebel; nicht unnatürlich. Die Einbildungskraft ist gewissen Creaturen von der Natur gegeben; Die Natur hat vielen ihrer Spiele, eine sehr angenehme Empfindung zu gegeben; hat sie überhaupt, wie es scheint, diesen Creaturen zum Geschenk gegeben, damit die Eingeschränktheit ihrer Einsichten ihnen weniger fühlbar werden, daß es sie trösten soll, wenn sie fühlen, daß in dem grossen Umtrieb der Dinge, nur sehr wenig von dem Ihrigen wirksam ist. Warum soll das, was diese gütige Natur uns so wohlthätig

tig geschenkt hat, unnatürlich seyn? Ich weiß in der Anwendung wird Schäftsbury selbst keinen Genuß der Geschenke der Einbildung, die in dem Umfang und der Dauer unserer Existenz kein Uebel hervorbringen, ein Uebel nennen; überall wird er finden, daß sie auch ein reelles Wohl geben, und also wird er auch hier mir nicht entgegen seyn; aber daß sein System diesen Grundsatz zu fordern scheint, ist, dünkt mich, schon ein Flecken.

Endlich hat, dünkt mich, auch mein System darinn einen Vorzug vor dem Schäftesburischen, daß ich mir keine so grosse Worte, keine so glänzende Sätze erlauben darf, die immer vom Ganzen, und von seinem Zwecke sprechen, und so oft darüber die einzelnen Theile vergessen. Wenn man ein Senftkorn nach Weltdiametern messen wollte, so würde man wohl schwerlich eine sichere Rechnung führen! Ich hingegen muß nach meinem System immer mehr bey der Sache bleiben, ich muß jeden Menschen zum Richter auffodern können, und darf mich nicht auf den Mangel seiner Uebersicht des Ganzen berufen, und wenn ich ihm gleich die Augen über den ganzen Umfang und die ganze Dauer seiner Existenz eröffnen muß; so brauche ich doch nicht mich über den

Umfang von ganzen Weltsystemen, und ihrer Dauer auszubreiten; habe auch nicht zu sorgen, daß, wenn ich mit einem System fertig bin, man mich endlich hinaus, und in dem ganzen Universum herumtreiben darf!

Es ist mir genug die ersten Grundsätze meines Systems angegeben zu haben. Ich werde es in der Folge immer neben dem Schäftsbury herlauffen lassen, und wenn wir gleich oft von einander divergiren werden, so werden wir doch am Ende wieder ziemlich nahe beysammen seyn.

Das ist schon fühlbar in dem Capitel wo ich diesen Auszug abgebrochen habe.

Von den Neigungen zum eingebildeten Wohl wovon dieses Hauptstück spricht, habe ich schon gesprochen.

Der zweyte Satz, daß eine selbstige Neigung die dem Ganzen auch in der natürlichsten Mässigkeit schädlich ist, übel sey; folgt aus Schäftsburys System, setzt aber die vollständigste Kenntniß des Ganzen voraus.

Ich sage dagegen; eine Neigung die in einem Punkt des Umfangs, und der Dauer meiner Existenz ein Wohl wirkt; im ganzen

Umfang und in der ganzen Dauer derselben, ein grösserś Uebel, ist eine böse Neigung.

Vom Uebermaas und rechten Maas der Neigungen habe ich auch schon gesprochen, und gezeigt, daß ich mich darüber viel bestimmter ausdrücken kann. Schäftsbury kanns nicht, biß er den Zweck des Ganzen abgemessen hat.

Der Mangel guter Neigungen ist dem Schäftsbury ein Uebel, weil er den Zweck des Ganzen nicht befördert; mir, weil er entweder ärmer an Genüssen, oder schwächer an Kräften macht Genüsse zu schaffen.

Wenn gleich das Wohl des Ganzen durch eine Neigung befördert wird; aber die Neigung hat das selbstige Wohl zum Grund, so nennt Schäftsbury sie übel. Ich nenne die Uebel welche nur einen Punkt des Umfangs und der Dauer unserer Existenz zum Zweck setzt, und dem übrigen schadet.

Nichts von aussen, sagt Schäftsbury macht gute Handlungen gut; die Neigung macht sie; ich sage das auch, aus eben dem Grund weil die Handlung von dem was sie von aussen veranlaßt, gewirkt wird, folglich keinen selbständigen Genuß giebt, also die Handlung eines andern ist. Wenn aber, sagt Schäftsbury, und

mein System, eine Handlung so oft von aussen erzwungen worden ist, daß die Neigung endlich von selbst ohne weitern Zwang den Weg geht, so wird die Handlung moralisch gut; denn beyde sind wir darinn vollkommen einig, daß nicht die Handlungen, sondern die Neigungen die Creaturen gut oder böß machen; Nach Schäftsbury: weil alsdann erst das Prinzipium nach welchem die Creatur handelt, auf das vom allgemeinen Zweck abgezogene Gute geht; Nach mir, weil das Prinzipium wonach die Creatur handelt, auf die Erhaltung des Wohls im ganzen Umfang und der ganzen Dauer ihrer Existenz geht, die ich für ein von der Natur angegebenes Kennzeichen des Zwecks des Ganzen so lange halte, bis man mir ein anders darlegen kan.

Was Schäftsbury eine gute und eine böse Creatur nennt, nenne ich auch so; Nur nehme ich einen kleinern Maasstaab des Guten und Bösen an, weil die Natur uns den grössern versagt hat.

Endlich sage ich auch; wenn die Creatur in allen ihren Neigungen das Wohl sucht, das ihr im ganzen Umfang und der Dauer ihrer Existenz am meisten wohl thut, so ist sie ganz gut;

wenn in einigen mehr, in andern weniger, so ist sie nur zum Theil gut, aber auch nur zum Theil glücklich.

Wer ist nun der Gesetzgeber der Creatur? Schäftsburis Gesetzgeber muß seine Gesetze aus der Kenntniß des Ganzen und seines Zweckes nehmen; Meiner nimt seine aus der Kenntniß der Natur einer jeden Creatur, in dem ganzen Umfang und der ganzen Dauer ihrer Existenz.

Ich fahre nun im Auszug fort.

III. Abschnitt.

„Wir haben nun gesehen was Gut ist; „laßt uns ferner sehen, was dann Tu„gend und moralischer Werth sey?

„Eine Creatur die allgemeiner Begriffe „fähig ist, hat nicht blos Neigungen zu „gewissen Handlungen, sondern selbst zu „den Eigenschaften woraus diese entsprin„gen, als Güte, Dankbarkeit, Mitlei„den, und Abneigung vor dem Gegen„theil. So wie sie im sinnlichen nicht „blos den schönen Gegenstand, sondern „auch die Schönheit selbst erkennt. Der „Geist der mit Geistern lebt, sie sieht und

„ hört, muß ein geistiges Ohr und Aug
„ haben, um die Gedanken und Empfin-
„ dungen eben so zu unterscheiden, wie
„ das körperliche Aug und Ohr die Ge-
„ stalten und die Töne; und mit diesen
„ ist auch ein Wohlgefallen und Abscheu
„ verbunden, so daß es eine blosse Affec-
„ tation wäre die Empfindung des Schö-
„ nen und Erhabenen zu läugnen.

„ Diese Gestalten der Seele stehen ihr
„ vor, wenn auch die Gegenstände (d. i.
„ hier, die Handlung) nicht wirklich vor
„ ihr vorüber gehn; und da das Herz
„ sich von selbst dabey intressirt; so ist es
„ unmöglich, daß es nicht diese Seelen-
„ Gestalten nach dem unterscheiden sollte,
„ was sie sind, schön oder häßlich.

„ Und wenn nun so die Seele, die Ge-
„ stalten der Seelen, und ihr Gutes und
„ Uebels gegen die Systeme, oder gegen
„ das Allgemeine beobachtet; so entsteht
„ daher eine neue Prüfung des Herzens,
„ ob es das, was würklich dem allgemei-
„ nen Gut ist, mit Neigung umfasse und
„ liebe, oder ob es das Böse so er-
„ greife.

„ Und das ists eben, was der Seele den „ moralischen Werth und die Tugend „ giebt; wenn sie faßt den Sinn für „ das gemeine Wohl, und die Wissen„ schaft von dem was nach diesem „ Sinn gut ist. Das ist aber nur ein „ Vorzug für die Weesen, welche allge„ meiner Begriffe fähig sind. Denn wenn „ man schon andere, zum Beyspiel ein „ Thier, auch bös nennen kann oder gut, „ so kann man es doch nicht tugendhaft „ nennen. Ueberhaupt, wenn eine Crea„ tur auch noch so gütig, edel und mit„ leidig wäre, sie könnte aber den allge„ meinen Begriff von moralischem Werth „ und Rechtschaffenheit nicht fassen, bey„ des nicht zum Gegenstand ihrer Nei„ gung machen: so ist sie nicht für „ tugendhaft zu achten, denn nur durch „ diesen Begriff kann eine Creatur Sinn „ für Recht und Unrecht erhalten.

„ Alles was nicht aus vester, standhaf„ ter, sicherer Neigung zum Guten ge„ schieht, und nicht wirklich dem ganzen „ System gut ist, ist nicht rechtschaffen, ist „ unrecht. Die That thuts nicht allein.

Sie

„ Sie kann wirklich schädlich seyn, wenn „ die Neigung vest, sicher und gerad ist zum „ Guten.

„ Auch wenn die Vorstellung von den „ Dingen, wegen eines Mangels in den „ sinnlichen Werkzeugen irrig wäre, die „ Neigung aber gut, sicher und vest, ist „ die That doch gut, und der, welcher sie „ mit dieser Neigung thut, moralisch wür„ dig.

„ Ist aber die Vorstellung richtig, und „ das Urtheil falsch, so ists anders; und „ dann wird eine dem Ganzen schädliche „ Handlung, welche der Handlende, ob er „ gleich die Handlung sich richtig vorstellt, „ doch nach seinem falschen Urtheil als „ nützlich für das Ganze ansieht, wirklich „ böß und der Handlende auch.

„ Doch da diese Urtheile oft so schwer „ sind, so ist ein leichter Fehler nicht zu „ achten, sondern nur die, welche jeder, „ wenn er nur wollte, leicht durch richtige „ Beurtheilung vermeiden könnte.

„ Und so weit hängt also Recht und „ Unrecht, moralisch Gut und Böß vom

„Urtheil eines jeden ab; daß nichts un„natürliches, nichts, wodurch die Neigung „zum Wohl des Ganzen zerstört wird, „auch nicht unter dem Vorwand göttli„chen Befehls gethan werde!“

Dieses schöne Capitel sucht die Tugend und den moralischen Werth wo sie wirklich liegen. Nemlich, nach Schäftsbury, in der Zuneigung zu allem dem was der gemeine Menschensinn schon, als dem ganzen System, an welches wir gebunden sind, nützlich erkennt.

Wenn ich aber Recht habe anzunehmen, daß der gemeine Menschensinn selbst, das Wohl des Ganzen, wie ich vorhin sagte, nicht anders vom Ganzen abstrahiren kann, als durch sein eigenes Medium; so muß dennoch der Philosoph einen Schritt zurück gehen, und diesen moralischen Werth sichrer in der Zuneigung zu allem dem suchen, was jedem in dem ganzen Umfang, und der ganzen Dauer seiner Existenz, am meisten wohl thut. Und wenn er gleich diesen Schritt zurück thut, so wird er dennoch nicht zurückbleiben; vielmehr tritt er nur zurück, um desto weiter vorzuspringen. Denn wenn er alle die wohlthätigen Empfindungen durchgeht, die in seiner Natur liegen, und darinn die Liebe, das Gefühl für Schönheit,

Harmonie, Vollkommenheit findet, und bemerkt, daß eine veste Zuneigung zu diesen, ihm immer im ganzen Umfang seiner Existenz und ihrer ganzen Dauer, eine wohlthätige Existenz giebt, so wird er durch die Zuneigung zu diesen unstreitig, alle den moralischen Werth erhalten, den man aus dem Wohl, nicht des Menschensystems allein, sondern des ganzen Universums er demonstriren kann.

Es ist auch nicht zu läugnen, daß eine Seele welche vest in dieser Zuneigung ist, nothwendig eine schöne Seele seyn muß. Und da die Gesetze der Harmonie, der Schönheit, der Vollkommenheit, der Liebe, die allgemeinsten sind, nach welchen das Ganze zusammengefügt ist, und geleitet wird: so vereinigt sich hier mein System offenbar mit Schäftsbury.

Ich gewinne aber so viel voraus, daß ich die vielen Schwierigkeiten nicht zu übersteigen haben werde, welche dem Schäftsbury im Wege stehn, so bald er angeben soll was gemeines Beste ist; so bald er erklären soll, was Tugend ist; wenn das nähere System, mit welchem ich verbunden bin, z. B. Vaterland, gestört wird, und dieses nähere System sich etwa ein Wohl gemacht hat, das die natürliche Zuneigung

zum gemeinen Wohl des ganzen Menschensystems stört. — Wie soll die Liebe für mein Ich, sich gegen die Liebe für meine Famille; diese gegen die für meine Stadt; diese gegen die für das Land, für die Menschheit, für die Welt und Nachwelt u. s. w. verhalten? Wie soll ich den moralischen Werth eines Regulus bestimmen, wenn ich ihn als Mensch und nicht als Römer betrachte; wie Sokrates', wenn ich ihn als Athenienser, und nicht als Weltbürger ansehe; wie Luthers, wenn ich ihn als Mönch, und nicht als Mensch betrachte?

Ferner, die Irrthümer im Urtheil schaden der Moralität wenn sie sehr grob sind? Was ist in dem Iroquösen grob, was in dem Europäer? Was in dem unter Aberglauben erzogenen und dem zum Denken angeführten Menschen? Nach meinen Grundsätzen schätze ich alle Menschen nach dem Vorrath ihrer Empfindungen und nach deren Werth. Alle die welche kein Organ haben für Liebe, Schönheit, Vollkommenheit, Harmonie u. s. w., kein Organ für alle die Empfindungen welche in der menschlichen Natur liegen, und die Menschen in dem ganzen Umfang und der ganzen Dauer ihrer Existenz glücklich machen können; alle die scheinen mir keinen moralischen Werth zu haben.

Denn — und hier komm ich wieder mit Schäftsbury zusammen — solche Menschen kontrastiren mit dem Ganzen, das gebunden seyn muß durch Liebe, (die Cohäsion der Geister) geordnet zur Vollkommenheit, gebaut nach dem Ebenmaas der Schönheit, und gelenkt nach der unverbrüchlichsten Harmonie! Ich sage wieder was ich öfter sagte, ich gehe mit Schäftsbury auf einen Zweck, nur meine ich einen Weg zu gehen, der Menschen gangbarer ist, und den das Licht erleuchten kann, das jeder in seiner Seele hat; den Weg den Schäftsbury geht, muß das Licht erleuchten, das Weltsysteme erleuchtet. Er will lieber einer Offenbarung entbehren als ich, und ich brauche sie nach meinem System beynahe weniger! — Man wird unten, zumal im zweyten Buch, bey jeder Zeile bemerken, daß Schäftsbury immer auf den Weg den ich gehe, zurückblicken muß, um auf seinem, einen Schritt zu thun.

IV. Abschnitt.

„Sinnlose Creaturen sind nur gut oder
„böß, je nachdem sie der Sinn zum Gu-
„ten oder Bösen treibt; aber denkende
„Creaturen, werden nach ihren Grund-

„ sätzen betrachtet, und sollten ihre sinnli-
„ chen Neigungen noch so schlimm seyn,
„ wenn sie nicht ihren Grundsätzen glei-
„ chen, und sie nicht in Thaten ausbre-
„ chen, so ändert das den moralischen
„ Werth nicht, ja der Widerstand ver-
„ mehrt den moralischen Werth, ist we-
„ nigstens ein stärkerer Beweiß davon. —
„ Auf diese Weise gibts Grade in der
„ Tugend; und der Lasterhafteste der noch
„ die geringste Biegsamkeit zum Guten
„ hat, ist nicht ganz böse. — Deswegen
„ läßt sich von einem Menschen nie sa-
„ gen: er ist ganz böß.

Wenn ich nicht fürchtete ungerecht gegen das System des Schäftsbury zu seyn; so würde ich das ganz unzusammenhangend nennen. Ich will mich begnügen es nur gezwungen zu nennen. Wenn das Leben für den Zweck des Ganzen, das Gute ist; und die Neigung zum Guten, Tugend ist; so ist es, dünkt mich sehr gezwungen zu sagen, der welcher nur ein wenig zum Zweck des Ganzen beyzutragen Neigung hat, hingegen daran zu schaden, weit mehr geneigt ist, ist nicht ganz böß, sondern hat nur weniger Tugend. Ich sehe nicht wie eine Neigung zum Zweck des Ganzen möglich

ist, ohne zum ganzen Zweck, so weit er dem, welchen wir beurtheilen, erreichbar ist. — Doch ist das Phänomen da! -- Niemand wird den Räuber von dem Schäftsbury spricht, der seine Freunde nicht verrathen will, für so lasterhaft und moralisch häßlich halten, als den, welcher sie um weniger gemartert zu werden, verräth.

Mich dünkt mein System löst diese Schwierigkeiten ungezwungener. Da ich den moralischen Werth nur nach dem Vorrath der Fähigkeiten die Empfindungen zu haben, die dem Menschen in der ganzen Dauer, und dem ganzen Umfang seiner Existenz, wohl thun, schätze; so kann ich leicht, so muß ich Grade in dem moralischen Werth annehmen.

Schäftsbury schließt hier den zweyten Theil des ersten Buchs. Ich muß aber noch eine allgemeine Reflection über den Unterschied zwischen ihm und meiner Idee anhängen.

Schäftsbury hat zu frühe gefragt, welche Handlungen sind gut, welche sind tugendhaft? Die Gesichtspunkte wonach eine Handlung gut oder tugendhaft genannt werden kann, sind verschieden.

Das erste was ich in der Moral frage, ist: welche Handlung macht den Menschen seiner Natur nach, für den ganzen Umfang und die ganze Dauer seiner Existenz glücklich? Ich muß das fragen; denn da die Moral dem Menschen etwas vorschreiben soll, wonach er seine Handlungen einrichten muß; so muß ich vor allen Dingen den Zwang angeben, den die Natur ihm anlegt, und der ist, so bald man Neigungen und selbstständigen Trieb, und nicht unbedingte Nothwendigkeit annimt, nicht in seinem Zusammenhang mit dem ihm unbekannten Ganzen zu suchen; sondern in seinem natürlichen Drang nach Wohlseyn, täglichem Wohlseyn, Wohlseyn in allem.

Ist das vorausgesetzt, dann ist erst zu fragen: ist die Handlung auch gut? — Der Begriff gut, wird von uns Menschen offenbar wieder abgezogen von dem allgemeinen Gesetz des Wohlseyns das wir suchen; und da der Genuß dieses beständigen Wohlseyns der Zweck ist, den wir unserer Natur nach, suchen müssen, so nennen wir im Allgemeinen alles Gut, was seinem Zweck gemäß ist. Will man nun fragen; ist eine Handlung gut? so muß man in der ganzen Reihe von Folgen, die eine solche Handlung hat, immer erst den

Punkt vest setzen, wo man sagen kann — dem gut. Gut ist gar nichts absolutes, es ist ein bloser Beziehungsbegrif, der immer den Zweck voraussetzt, auf welchen man das, was man Gut nennen will, anwendet. Unleugbar ist jede Lasterthat gut, wenn man nur einen Punkt der Zeit, und der Existenz dessen der sie begeht allein annimmt; Diebstahl, Mord und Blutschande sind gut für den, der sie begeht, wenn man ihre nächsten Zwecke allein vor Augen hat.

Eben weil aber der Mensch nicht isolirt ist, weil er nicht für einen Punkt lebt, nicht auf einem Punkt; eben deswegen kann man die Rücksicht der menschlichen Handlungen, auch nicht aus einem Punkt des Umfangs und der Dauer der menschlichen Existenz nehmen; sondern da man den Menschen verbunden sieht mit dem ganzen Universum, und keine Epoche seiner Dauer vest setzen kann; so muß man um den höchsten Grad von Güte zu finden, in der Theorie, d. i., wenn man allgemeine Sätze angeben will, den Werth der menschlichen Handlungen, nach ihrer Uebereinstimmung mit dem Zweck des ganzen Universums angeben.

Will man aber nachher herabsteigen auf die Anwendung dieser allgemeinen Sätze; so muß

man den Zweck des Universums auch angeben. Diesen weiß kein Sterblicher.

Schäftsbury geht also herunter auf die Theile des Universums, die er zu kennen glaubt, und schränkt sein Gesetz, schränkt die Regel, wonach er urtheilen will, ob die Handlung, welche die Menschen glücklich macht, auch gut sey, auf das nächste System ein, womit der Mensch verbunden ist, auf die menschliche Gesellschaft, und nennt also gut, das was dieser gut ist.

Wer hat aber die menschliche Gesellschaft gefragt, was ihr gut ist? — Woher wissen wir das? Schäftsbury antwortet: ihre Erhaltung, ihr Wohlseyn, muß ihr Zweck seyn, denn das Gegentheil zerstört sie, und das System der Menschenart wäre folglich sich selbst entgegen. Seys! woher erfahre ich aber, was sie erhält, was ihr wohl thut? das kann ich offenbar blos aus meinem eigenen Gefühl nehmen; nemlich weil ich auch Theil dieses ganzen Systems bin, und zwar ganz homogener Theil, so muß das, was mich erhält und mir wohlthut, auch allen wohlthun. Ich bin also wieder das Maas dieses Zwecks; nicht allein das Maas von dem, was die Glückseeligkeit der Menschen ausmacht; sondern auch das Maas, welches die Güte ihrer Handlungen, bestimmt.

Daß ich jenes seyn kann, nemlich das Maas der menschlichen Glückseeligkeit, ist leicht zu begreifen: denn so wie ich von einer Pflanze, die im kalten oder warmen, im nassen oder trockenen Boden aufkommt, schliessen kann, daß alle ihr gleichartige Pflanzen eben so fort kommen; so kann ich von dem was einen Menschen in gewissen Umständen glücklich macht auch schliesen, daß die andern eben dadurch, unter den nemlichen Umständen glücklich werden. Und wann die philosophische Moral gleich von der Beobachtung mehrerer Menschen abgezogen werden muß; so geschieht doch das nur wegen der Verschiedenheit der Umstände.

Ganz anders, und noch durch einen ganz andern Mittelschluß muß aber bewiesen werden, daß eben die Handlungen, welche den Menschen glücklich machen, also seinem Zweck gemäß, folglich ihm gut sind; auch dem Zweck des Weltsystems, dem Universum gemäß, dem ganzen Weltsystem, dem ganzen Universum gut sind. Weil wir den Zweck des Weltsystems, und des Universums nicht wissen, so müssen wir, um diesen Satz herauszubringen, annehmen, daß bey einer weisen, und mit Absicht planirten Einrichtung des Weltsystems, und

des Universums, jeder Theil desselben in dem was er von dem planirenden Wesen, das wir die Natur nennen wollen, empfangen hat, das empfangen haben müsse, was ihn antreibt, dem Zweck gemäß zu wirken; Ist es Maschine; das Resort, welches sie dahin zwingt; ist es selbstständige Kraft; die Richtung die dahin weißt; ist es Wesen, das selbstständig nach dem Zweck arbeitet, so bald es den Zweck des planirenden Wesens weiß, Kenntniß dieses Zwecks; ist es Wesen, das selbstständig nach gewissen Empfindungen wirkt, die dem Ganzen harmonischen Empfindungen. — Betrachten wir nun uns, nach dem was wir uns selbst bewußt sind von uns, so finden wir zwar, daß wir in vielen Rücksichten Maschine sind, die durch äussere und innere Resorts getrieben wird; auch daß wir in vielem andern sind, wie die selbstständigen Naturkräfte, die Federkraft, Magnetenkraft u. s. w. Aber so weit gehören wir auch nicht unter die Moral, so weit sind wir nicht selbstständig. Hingegen wissen wir, daß wir nicht nach bloser Erkenntniß des ganzen Plans arbeiten; Aber das sind wir uns bewußt, daß wir nach gewissen Empfindungen selbstständig wirken und so weit sind wir einer Moral fähig.

Daher schliessen wir also, daß entweder der Plan des Ganzen, in Ansehung Unserer fehlerhaft seyn müsse, oder daß die Empfindungen, die uns zu gewissen Handlungen unsrer Natur nach bestimmen, dem Ganzen harmonisch seyn müssen; daß sie also, so wie sie eben deswegen uns gut sind, weil wir blos durch das bestimmt werden, was uns gut ist; auch gut für das Universum seyn müssen! — Und auf diese Art werden wir also berechtigt, zu sagen: Was uns, unsrer Natur nach gut ist; ist auch dem Universum gut. Das was uns gut ist, nennen wir unser Wohl, unsre Glückseeligkeit; nach eben diesem Räsonement können wir also auch sagen, was uns wohl thut, was unsere Glückseeligkeit befördert, befördert auch das Wohl des Universums; immer in der Voraussetzung, daß das Universum mit Plan entworfen sey; daß sich bey uns keine Ausnahme, kein Fehler in den Plan eingeschlichen habe; und daß die Glückseeligkeit nicht nach einem Punkt des Umfangs und der Dauer, sondern in ihrer ganzen Vollständigkeit, so weit sie uns erreichbar ist, angenommen werden müsse.

Wir dürfen aber noch lange hier nicht stille stehen; und daß Schäftsbury in seiner Philosophie

hier stille gestanden ist und den Mittelsatz ausgelassen hat, welchen ich eben anführte, und ohne welchen sein ganzer Grundsatz hinfallen muß, sobald er nicht beweisen kann, daß wir die Kenntniß des Zwecks, das ganze Universum haben, und nach dieser Kenntniß handeln: das hat ihn in grosse Verwirrungen gestürzt, und sein Räsonement wirklich ungleich flacher, ungleich weniger anwendtbar gemacht, als es Anfangs schiene.

Wollte man hier stille stehen, wollte man das so ganz in seinem vollen Umfange annehmen: daß, so wie das was uns glücklich macht, gut ist, und den Zweck des Ganzen fördert; das Gegentheil ihn hindere und störe: so würde nothwendig daraus folgen, daß wenn wir von den Regeln, nach welchen wir glücklich werden sollten, abweichen, der Zweck des Universums gestört werde, folglich der Plan wirklich darinn fehlerhaft wäre, daß nicht jeder Theil des Ganzen, jedes Rad der Maschine, nothwendig den Gang gehen müsse, den es diesem Plan nach, gehen soll.

Wollte man aber das nicht voraussetzen, noch auch behaupten, daß gar kein Plan da wäre; so müßte man doch entweder annehmen, daß das Laster, welches wirklich begangen würde,

und einem eingeschränktern System schädlich wäre, einem weitern System oder dem Universum selbst, doch am Ende nutze; oder man müßte sagen: Tugend und Laster wären dem Plan gleichgültig; oder endlich, jedes selbstständige, selbstthätige Wesen, sey Zweck des Plans.

Das erste hat Schäftsbury gleich bey dem Eingang ganz philosophisch richtig voraus gesetzt und angenommen; mich dünkt aber er hat dadurch selbst, alle Regeln, wonach Gutes und Böses beurtheilt werden soll, aufgehoben; denn da der Mensch nicht Theil eines einzeln isolirten Systems allein ist; sondern Theil des Universum: so kann man alsdann seine Einbrüche in das Wohl der untern Systeme, die dem Plan der höhern nützlich sind, nicht bös nennen; noch einen Grund finden, warum man ihn nach einem untern System richten will; so wenig man den Componisten, der die Dissonanz etlicher Tacte, in seiner ganzen Composition wohl auflößt, dieser Dissonanzen halber schelten kann. Umsonst beruft sich Schäftsbury auf die Natur, die den Menschen zu gewissen Neigungen gegen ein engeres System angewiesen hat; dann kein Laster ist gegen die Neigungen, welche

die Natur in uns alle gelegt hat; sondern die Neigungen werden nur lasterhaft, durch den Mangel des Verhältnisses; und der, welcher um sich zu vertheidigen, ein weiteres Verhältniß annähme, würde auf diese Art dem Philosophen viel zu schaffen machen! — Wir wissen, sagten die dänischen Enthusiasten einmahl, daß wir die Menschen nicht tödten sollen, nach dem System unter dem Mond; aber wir tödten doch die unschuldigen Kinder, um sie glücklicher zu machen, weil wir das System über dem Mond, zu unserm Standpunkt annehmen; So sagt der blutige Zelote; so kann der Tyrann sagen, der keine Gerechtigkeit kennt; so kann jedes Laster sich seinen Standpunkt wählen. Eben das ist von denen zu sagen, die etwa glauben wollten, daß Tugend und Laster für den Plan des Ganzen gleichgültig wäre; denn diese können, wenigstens aus Schäftsbury Grundsätzen, keine Regel der Tugend und des Lasters annehmen.

Wenn man aber annehmen will, wie ich bey meinem System mich überzeugt habe; daß es ein Theil des Zwecks, nicht nur der eingeschränkten Systeme, sondern des ganzen Universums sey, daß jedes selbstthätiges fühlendes

Geschöpf,

Geschöpf, der Glückseeligkeit geniesse, die es sich selbst vorbereitet hat, so dünkt mich, wird alles sehr wohl zusammen hangen.

Der Zweck des Ganzen wird alsdann freylich eben so gut durch die Tugend erreicht als durch das Laster; ein jedes einzelnes, fühlendes, selbstthätiges Geschöpf, bekommt aber alsdann einen eignen Zweck, den ihm doch wahrscheinlich die Natur nahe genug gelegt hat; und der dasselbe doch nicht vom Ganzen abschneidet, weil seine eigene Glückseeligkeit, die in dem Genuß der Wahrheit, Liebe, Harmonie, Schönheit, Vollkommenheit besteht, seine einzige Nahrung, wenn ich so sagen darf, aus dem Gang und dem Bau, dem Zusammenhang und den Verhältnissen des Ganzen, so weit er es kennt, genommen werden muß, und aus der Uebersicht des Ganzen, so weit jeder Standpunkt und Gesichtskreiß reicht, erkannt wird. Alles übrige was nicht in diesen Gränzen liegt, gehöret nicht zu der Glückseeligkeit der Creatur, ist kein Gegenstand mehr für die moralischen Verhältnisse dieser Creatur, sondern in Ansehung alles dessen muß sie mit laufen, wie Sonne und Mond, die auf ihren Axen und Weegen gefesselt sind. Sie kann sich nicht

grösser machen noch stärker als sie seyn soll; nicht schneller, nicht scharfsichtiger; kann nicht hindern, daß, das Feuer brenne, und die Luft drücke; nicht austrocknen die See, nicht ausebnen die Alpen!

Aber sagt man, wenn dem so ist, wenn der Genuß selbstgewirkter Glückseeligkeit der Zweck des Ganzen ist; Warum werden die, welche sie suchen, so oft von andern, welche sie nicht suchen, eben deßwegen in ihrem kleinen Eigenthum von Wohlseyn gestört? Warum hat die Macht, welche einrichtete das Ganze, nicht besser gesorgt für sie? — Eben darum meyne ich, weil die Glückseeligkeit, die sie zum Zweck dieser Creatur aufgehoben hat, der Sorge dieser Creatur überlassen seyn sollte; eben darum, weil sie nicht abhängig seyn muß, vom äussern, wenn sie dauerhaft und wahr seyn soll; Eben darum hat diese Macht, auch uns die wahrscheinlichste Hofnung gegeben, in einem andern System reiner zu geniessen, die Glückseeligkeit, wozu wir uns hier fähig machen können!

Und so ist es dann begreiflich, daß Laster und Tugend auf den Plan des Ganzen arbeitet, und daß jenes, da keine Dissonanz hervorbringt, sondern nur in dem Kreiß der Creatur, Dissonanz ist, wo es wohnt; in dem

Ganzen, Harmonie, weil es leiden macht wer es aufnimmt. Die Tugend aber wird ganz Wahrheit, Schönheit, Harmonie, und Liebe in den zaubern, der ihr sich zu eigen macht; und wird ihn zum Gegenstand der Verehrung und Liebe machen, für jedes Aug das fähig ist darauf zu ruhen. Denn so erkläre ich das, was Schäftsbury von der Schönheit der Seele sagt, und das, so gut er es gesagt hat, für ein Herz das sein Wort commentirt, noch lang dem Philosophen nicht gnügen kann!

Das Aug und das Ohr der Seele sieht und hört allerdings die Schönheit der Seelen, mit denen es sich communicirt; das Herz wird allerdings für sie eben so intressirt, wie für die Schönheit der Formen. Aber warum? Warum doch so anders?

Ich habe das nicht in Schäftsbury gefunden. Mich dünkt aber es liegt die Ursache dieser seeligen Erfahrung eben darinn, weil wir die Organe für alles Schöne, alle Harmonie, Wahrheit und Vollkommenheit haben. Sieht nun das Aug unserer Seele, die schönen Seelen in ihrer Harmonie, in ihrer innern Vollkommenheit; so werden sie um deswillen wohlthätige Erscheinungen für uns; und da das

Anziehende der Liebe in jeder schönen Seele ist, so wird ihr bey dem Anblick dieser Erscheinung das Band der Geister fühlbar, und Seelen schliessen sich zusammen in die enge Kette, womit alles Schöne und Gute gebunden ist, in der weitern Schöpfung!

Noch enger! weil hier nicht blos die Schönheit und Harmonie und Vollkommenheit, Werk eines andern Meisters ist; sondern weil sie selbst aus der selbstständigen Seele fliessen in ihren Zirkel, wie sie aus der selbstständigen Natur ins Universum sich ausgegossen haben! Denn auch das hat Schäftsbury ausgelassen! Vielleicht wollte er nicht in die schlüpfrige Lehre der Freyheit eingreifen. Und er hat Recht! Aber warum riß er sich nicht loß von der gewöhnlichen Philosophie, und wagte, wenn er sich nicht trauen konnte, zu bestimmen, wie die grosse Kette an Jupiters Finger zusammen hängt, mit bescheidener Kühnheit zu sagen, was wir davon sehen! — Ich folge verwegener, aber wahrhaftig demütiger ihrer Spur!

Freyheit im moralischen Sinn ist ein unphilosophisches Wort für Selbstständigkeit.

Um zu sagen was Freyheit ist, muß der Philosoph erst auftreten der das Wesen der

Urkräfte entziffre; und wer will das von Menschen die sich nichts bewußt sind, als der Wirkungen der Kräfte auf sich, und diese nur durch jene kennen!

Auch Selbstständigkeit kennen wir nicht. Aber wenn wir uns einer Thätigkeit bewußt, und uns keiner Kraft bewußt sind, die uns wirken und handeln macht wie Werkzeuge, so sind wir berechtigt zu sagen: wir sind selbstthätig! Ist eine Kraft da, welche durch uns thut, was wir thun, und wir sind uns dieser Kraft nicht bewußt; so ists so gut als wenn sie nicht da wäre!

Und ohne diese Selbstthätigkeit, ist alles was wir von Seelenschönheit reden, leer und flach! Es ist nicht mehr die Seele die wir lieben, die wir umfassen; Es ist der, der sie treibt! Sie ist dann immer nur Gestalt, und kann nur geliebt werden wie todte Gestalt und fremdes Kunstwerk!

Ich verlasse nun diesen Theil, und fahre wieder fort in dem Auszug.

„Wenn das Wesen der Tugend darinn „besteht, daß sie sey die verhältnißmäßige „Neigung einer denkenden Creatur gegen „die moralischen Gegenstände von Recht „und Unrecht; so folgt daß der Grund „der Tugend nicht anders in dieser Crea„tur fehlen könne, als dadurch, daß

„1) Entweder das rechte Gefühl von „Recht und Unrecht weggenommen wer„de; oder daß,

„2) Ein falsches gegeben werde; oder, „daß

„3) Neigungen in die Creatur kommen, „welche dem rechten Gefühl entgegen „und dem falschen beförderlich sind;

„Was das Gegentheil von allem dem „zu Stand bringt, vermehrt die Tugend. „Alles das soll stückweis beobachtet wer„den.

„Unter Gefühl von Recht versteht man „nicht den Begriff davon; Jeder hat den „vom gemeinen Wohl, Freundschaft u.d.g.; „sondern man spricht nur von dem Wohl-

„ gefallen und Mißfallen an der Idee von
„ Recht und Unrecht. Jedermann weiß,
„ daß freywillige Beleidigung des einen,
„ dem Beleidiger Haß und Feindschaft
„ der andern zuzieht.

„ Folglich muß jedermann ein Gefühl
„ davon haben, daß Unrecht bestraft, und
„ Recht belohnt werde. Soll also das was
„ zum Wesen der Tugend gerechnet wird,
„ etwas besonders seyn, so kann man dar-
„ unter nichts verstehen, als Liebe zum
„ Recht, und Haß gegen das Unrecht,
„ ohne Furcht vor Strafe und ohne Be-
„ gierde nach Lohn.

„ Niemand ist so unnatürlich, daß er
„ nicht dieses Gefühl haben sollte, so wie
„ auch niemand ist, der nicht das Gefühl
„ der Verwunderung hätte, und wenn also
„ das Recht auch nicht schon von Natur
„ liebenswürdig, das Unrecht hassenswür-
„ dig, folglich dieses Gefühl blos Einbil-
„ dung wäre; so würde doch selbst das
„ eingebildete Gefühl von der Natur her-
„ kommen; und nur lange Gewohnheit,
„ Anstrengung, und Mühe kann das ver-
„ drängen.

„ Ist das so, so kann keine blosse spe-
„ culative Meinung das Gefühl gerade zu
„ unmittelbar aufheben; sondern das kann
„ nur durch lange Gewohnheit, welches
„ eine zweyte Natur ist, geschehen; — So
„ wie auch körperliche Gewohnheit, wel-
„ che wir angenommen, oder wegen un-
„ sers natürlichen Baus uns angewöhnt
„ haben, nicht auf einmal durch Nach-
„ denken gehoben werden kann.

„ Es kann folglich weder Atheismus,
„ noch Deismus, noch Dämonismus hier
„ gerade zu einige Wirkung haben!

Da Schäftsbury das Weesen des Guten blos in dem Zweck des Systems, mit welchem der Mensch am nächsten verbunden ist, sucht; so schränkt er auch seine Erklärung blos auf die Grundsätze von Recht oder Unrecht ein; doch beydes in dem weitläufigsten Sinn, in welchem sie das Betragen von Mensch gegen Mensch begreifen; und alles andere was der Mensch aus selbigen Neigungen thut, ist ihm nur so weit Tugend, als es diesem Gefühl für das System dient, wie sich in der Folge zeigen wird.

Nun glaubt Schäftsbury; weil das Gefühl

von Recht und Unrecht, und sogar das Wohlgefallen an jenem, und das Mißfallen an diesem natürlich wäre; die Begriffe aber die sich einer von Gott, und seinem Einfluß auf die Handlungen der Menschen macht, bloß Meynungen, blos Sache des Kopfs wären; so könnte durch diese Begriffe, der Sinn, das Wohlgefallen am Recht, und das Mißfallen am Unrecht, nicht weggenommen werden. Denn was die reine ursprüngliche Natur giebt, kann nur durch gegenseitige Gewohnheiten und Neigungen, nicht durch blosse Meinungen aufgehoben werden.

Diese Idee ist vielleicht einigen glänzend, mir scheint sie ein blosses Sophisma.

Wenn die Tugend nichts ist als ein einfaches leeres Wohlgefallen, an dem was Schäftsbury Recht, oder das Gute nennt; und wenn der Atheismus oder Deismus nichts ist, als eine Meynung; so werden freylich beyde immer einander so wenig im Weg stehn, als die Meynung von der Polhöhe, und der Lust zur See zu reisen. Wenn aber einer wirklich zur See reisen will, und sich nach seiner irrigen Meynung von der Polhöhe, richtet; so wird er gewiß sehr Gefahr lauffen, sich auf dem weiten Ocean zu verirren.

Schäftsbury hat eine viel zu enge Erklärung von der Tugend angegeben, oder vielmehr eine sehr unbestimmte. Die Tugend soll bey ihm nur eine gewisse Disposition, eine proportionirte Neigung einer vernünftigen Creatur seyn, gegen das was Recht oder nicht Recht ist. Ist diese gewisse Disposition, diese verhältnißmäsige Neigung, thätig oder nicht?

Ist sie nicht thätig, bleibts blos bey der Neigung, und wird das Ueble immer fort gethan, aber immer mit dem Wunsch, daß man das was man für Gut hält, thäte, oder gethan hätte; so würde ich das nicht Tugend nennen.

Ist sie aber thätig die Tugend, so muß die Neigung zu dem was Schäftsbury Recht nennt und die Abneigung vom Unrecht, so groß seyn, daß alle andere, gleich natürliche selbstige Neigungen, dagegen nicht zur That kommen.

Ich will zugeben, daß Schäftsbury unter seiner gewissen Disposition, unter seiner proportionirten Neigung, eben das verstehe, eben das damit sagen wolle; nemlich daß diese Neigung stark genug sey, den bösen selbstigen Neigungen das Gleichgewicht zu halten; dann aber, dünkt mich, muste ein unpartheyischer Philosoph in der Folge auch sagen, ob von

eben der Natur, welche, wie Schäftsbury richtig sagt, die Neigung zum Recht giebt, die aber auch so viele andere Neigungen giebt, die in der Dißproportion jenen oft widerstehn, ob eben die Natur auch die Proportion gegeben hat? Und wird er das sagen können?

Er sagt, Neigungen welche die ursprüngliche reine Natur giebt, können nur durch ihnen widerstehende Gewohnheiten ausgerottet werden; seys, aber er giebt doch selbst zu, wie aus dem vorigen, aus dieser Erklärung, und aus dem folgenden erhellt, daß verschiedene, von der Natur zugleich gegebene Neigungen, unproportionirt gegen einander wachsen können. Wenn er nun sagen will, nichts als entgegengesetzte Gewohnheiten können natürliche Neigungen ausrotten, so müßte er auch beweisen, daß die Proportion der Neigungen auch natürlich sey; daß nichts als solche Gewohnheiten die Proportion zwischen den Neigungen ändern könne; daß Meynungen das nicht können; daß blosse Phantasien das nicht können. — Und wie will er das beweisen, da wir täglich in uns das Gegentheil erfahren. — Schon von dieser Seite scheint mir also der Schluß, daß die Meynung von Gott, die angebohrnen Neigung zum Recht nicht ausrotten, oder geben

könne, ein Sophißme; denn die Frage ist nicht vom ausrotten, sondern vom proportioniren dieser Neigungen und der selbstigen. Und diese ist in unzähligen Fällen sehr abhängig von der Meynung; so daß fast kein Beyspiel ist von einer, selbst geselligen Tugend, welche nicht auch bey den klügsten Völkern blos dadurch verbannt worden wäre, weil eine blose Meynung, eine andere natürliche Neigung der einzelnen Menschen in der ganzen Nation übertrieben, und die Proportion gestört hat. Wie oft hat die Meynung von Vaterlands Wohl, Athen, Rom, und selbst Lacedämon ungerecht gemacht? Wie oft hat die Meynung von Ehre, Tyrannen und grausame Helden gezeugt; wie oft hat die Meynung vom Werth des Reichtums, selbst Schäftsburis Vaterland, unfühlbar gegen die natürlichen Triebe von Recht und Unrecht gemacht, und die selbstige Neigung aus dem Verhältniß gesetzt? Und, sagt nicht Schäftsbury selbst höher oben, daß ein Irrtum im Factum nichts vom moralischen Werth des Handlenden benehme, aber ein Irrtum im Urtheil zerstöhre ihn. Was ist das Urtheil aber anders, als Meynung von den Dingen?

Doch ich will, aus Furcht dem Schäftsbury

fen mindesten Unrecht zu thun, und in der That auch, weil mirs weder um ihn, noch um die Religion, sondern blos um die Wahrheit zu thun ist; ich will deswegen noch näher bey dem bleiben, was Schäftsbury im engsten Sinne sagt.

Es soll also blos die Frage seyn, ob eine Meynung von Gott, die von Natur eingepflanzte Neigung des Wohlgefallens am Recht, oder Mißfallen am Unrecht nehmen könne?

So wie Schäftsbury die Idee von Recht oder Unrecht angiebt, und wie sie in dem vorigen erklärt worden ist, setzt sie nothwendig Ordnung, Zusammenhang, Zweck im Ganzen voraus. Wenn nun einer die Meynung von dem Lauf der Dinge hätte, daß sie ohne Ordnung, Zweck und Zusammenhang dahin liefen, denn das ist der Charakter den Schäftsbury dem Atheisten giebt; Wie würde der die Neigungen ansehen, die wir für natürlich halten? Ich glaube er würde sie unter die Phantasien zählen, dergleichen wir so viele in uns haben; und wollte er seinem System nicht untreu seyn, so wurde er sagen müssen. „Alles was ihr für natürliche Neigung angebt, „ist Folge der Erziehung eigennütziger Eltern „und Vorgesetzten, welche Euch ihrem Vor-

„ theil dienstbar machen wollten; Ich finde
„ freilich Geselligkeit, und alle ihre Folgen
„ selbst die Neigung zum Recht, in meinen
„ innigsten Gefühlen, aber nur als untergeord-
„ nete Neigungen, und die erste wärmste un-
„ läugbarste Neigung bleibt immer für mein
„ Ich! Freilich sehe ich wohl ein, daß wenn
„ die Ordnung der Dinge mit Weisheit pla-
„ nirt wäre, es viel besser wäre, und dann
„ würde ich der erste seyn der sich darüber freuen
„ würde, die Neigungen, die ihr mir als die
„ ersten rühmt, auch als die ersten zu bauen
„ und ihnen mich hinzugeben; Es ist aber
„ nicht so, und wenn nun ich nur allein in
„ dem verwirrten Labyrinth meinen Kreiß hal-
„ ten wollte, so würde ich eben so unvernünf-
„ tig handlen, als wenn einer in dem Gewühl
„ der Schlacht, nicht anders als nach der Pa-
„ rade-Platz-Richtung sich bewegen, und
„ nicht anders als nach dem Tempo des Flü-
„ gelmanns schiessen und hauen wollte. In
„ dem ephemerischen Leben, würde er fort
„ fahren, ists am besten ein paar gute Stünd-
„ chen zu pflücken, woher man kann, und gleich
„ den weisern Insekten seine stärkste Neigung
„ zu sättigen, ohne zu fragen wer den Baum
„ gepflanzt und die Blume gesetzt hat, deren
„ Frucht wir geniessen, und deren Duft wir

„ wegsaugen wollen. Ein wenig Unordnung „ mehr oder weniger, ist in dem Chaos des „ Zufalls gleichgültig “.

Ich zweifle, ob Schäftsbury gegen dieses System etwas anders einwenden würde, als den Machtspruch „ laßt ihn räsonnieren wie er „ will, die Neigung wird doch nicht ausge- „ schwatzt werden, sie wird seinem Räsone- „ ment zum Trutz immer bleiben, wenigstens im „ Grund seiner Seele. „ — Selbst dieser Macht- spruch wird aber den Hauptgrundsatz des Schäftsbury, gegen den Vorwurf, daß, wenn die Neigung auch bliebe, doch die Proportion unendlich zum Vortheil der selbstigen Neigung verlieren werde, nicht retten; so wenig, daß Schäftsbury selbst am Ende dieses Buchs, ihn, wider Willen aufgeben muß.

Und eben das wird bey der andern Art der Atheisten, von welchen ich oben zu Berichti- gung der Schäftsburischen Idee gesprochen ha- be, auch die Folge ihrer Meynung seyn müs- sen. Der, welcher blos die Wirkung der phy- sischen Naturkräfte zum Prinzipium annimmt, muß sich ihrer Mischung, Richtung, Ver- wandtschaft, Verhältnissen eben so überlassen, wie die übrigen Naturcörper auch.

Und der endlich, welcher dafür hält, daß die planirende Macht sich nur um das grosse Allgemeine bekümmre, und die kleinen Kreise, die doch mit den grossen fortlaufen müssen, ihren excentrischen Bewegungen und Divergenzen überlasse, weil sie unmerklich sind im Ganzen; kann, wenigstens nach Schäftsburys Grundsätzen, sich wieder nicht um die Erhaltung der Proportion in seinen Neigungen bekümmern, da er so wenig Maasstaab hat, als die andern, nach welchen er die Proportion berechnen und abwiegen kann!

Schäftsbury scheint, denn ich bemühe mich ganz unparteyisch zu seyn, oder vielmehr mein Zweck und meine Liebe zur Wahrheit, zwingt mich zur Unpartheylichkeit; — Schäftsbury sage ich also, scheint zwey Dinge verwechselt zu haben, die doch seiner Absicht nach wohl zu unterscheiden gewesen wären. Nemlich die Frage: Ist die Meynung, daß alles in der Welt nach einer gewissen Ordnung laufe, von weesentlichem Einfluß in die Lehre von der Tugend, und ihrer Ausführung; oder ists auch die, daß diese Ordnung von dem Weesen das wir Gott nennen, muß eingerichtet worden seyn? Wenn er diese beyden Dinge unterschieden, und seinen

keinem Atheisten die erste Meynung gelassen hätte, so würde er so weit seinen Satz wohl richtiger haben beweisen können. Denn, so wie eine Ordnung und Zweck angenommen wird, so sind Schäftsburys Grundsätze wenigstens nicht widersprechend; diese Ordnung mag nachher vom Zufall, oder von Gott herkommen! Und warrlich wer die Meynung hat, daß alles nach Plan, Ordnung und Zweck dahin gehe, aber doch von einem Zufall herkomme, durch einen Zufall so sey; der hat eine so unbedeutende Meynung, daß deswegen seine Moral nichts leiden kann, selbst seine Religion nicht; denn ich wüßte nicht, was zwischen einem so planmässigen, ordnungsmässigen, zweckabsehenden Zufall, und dem was wir Gott nennen, für ein Unterschied wäre?

Nach meinen Grundsätzen der Moral ist es im Grund schwerer eine Moral zu haben, ohne Gott. Alle die besten, seeligsten Genüsse der Menschen sind dem gewiß versagt, der weder Ordnung noch Plan in der Natur sieht; und der seinen Gesichtskreiß blos in das Erde-Leben einschränkt, und nichts ahndet von bessern Wesen; der keine Harmonie kennt, keine Vollkommenheit hoft; keine Schönheit fühlt, als

in den Bruchstücken eines eigensinnigen Zufalls, der keine Wahrheit auf sichere Gründe bauen kann, und dessen wärmste Liebe blos Folge einer Fermentation, blos Marionettenspiel einer zufälligen Organisation ist; Starr und unfühlbar ist für ihn das grosse Sensorium der Welt; Stumm ist für ihn die Stimme der bessern Muse; und sein Herz wird endlich wirklich die träge Walze, die sie ist nach seinem System!

Aber, wie viele sind, die sich nie gefragt haben, ob ein Gott ist? die, wie Schäftsbury bemerkt, keinen bestimmten Begriff von Gott haben, weil sie das Bedürfniß nicht haben, von dem zu räsonieren was über ihnen ist; oder weil es ihnen vielleicht nicht eingefallen ist, daß man an so etwas zweifeln könnte. O gewiß! es wäre uns übel gerathen, wenn unsre Tugend, wenn unsre besten Gefühle so abhängig von unserm armen Kopf seyn müßten, daß wir sie nicht haben könnten, ohne ihn! Die Glücklichen, die wie Shäckspear sagt: Erndten, was sie essen; erwerben in was sie sich kleiden; niemand zu hassen brauchen; keines Menschen Wohl beneiden; über fremdes Glück sich freuen; ihr eignes Leiden zufrieden tragen; und keinen Stolz kennen als den, ihre Schaafe waiden, und ihre Lämmer

saugen zu sehen — Die Glücklichen brauchen unsere mühsam zusammengestopfelte Schulphilosophie nicht! Sie haben einen Gott im Herzen, den sie fühlen wie er ist, und den sie sich nicht erst sich zu beweisen brauchen! — Wehe dem Aufklärer, der bis in diese friedlichen Hütten seine gestickten Systeme bringt! — So wie Schäftsbury von diesen nicht spricht, sondern bloß von denen, die sich einen bestimmten Begriff von Gott gemacht zu haben glauben, und die wenigstens sich das Ansehen geben wollen, keinen Gott zu glauben, so muß auch ich blos von diesen reden. Also auch blos in Ansehung dieser behaupte ich, es folge aus ihren Systemen, daß Tugend und Laster gleichgültig sey; daß Tugend so wenig Wirklichkeit habe, als ihr Gott; daß ohne Ordnung und Harmonie, und Zweck im Universum anzunehmen, man keine Regel der menschlichen Handlungen vestsetzen, kein Ebenmaas unter den vielen Neigungen des Menschen denken könne; und daß es ganz unzusammenhängend sey, zu behaupten: das grosse Ganze sey durch Zufall ohne Zweck entstanden, laufe fort durch Zufall ohne Zweck; in dem kleinen Kreiß der Menschen aber, sollte alles nach planmässigem Zweck, und abgemessener Ordnung gehen! —

Und doch ists richtig, was Schäftsbury gleich im Anfang dieser Abhandlung bemerkt, daß so viele Atheisten, so viele Philosophen, die öffentlich behaupten, und sich bemühen zu beweisen, daß entweder kein Gott sey, oder daß blos der Innbegriff der auf tausendfache Art durch ihr zufälliges Zusammenstossen modificirten Kräfte der Natur, Gott wäre; ist richtig sage ich, daß viele von diesen, gute, rechtschaffene Menschen, patriotische Bürger, treue Männer, Väter, Freunde, edle gute Menschen, auch glückliche Menschen gewesen sind; Beweißt das nicht, daß man Gott läugnen, und doch tugendhaft leben könne? — Mich dünkt, das alles beweißt mehr nicht, als daß, wie es Philosophen gegeben hat die gut lehrten und schlecht lebten, es auch solche geben könne, die gut leben und schlecht lehren. Gewöhnlich kommt man erst spat zu solchen Speculationen; erst dann, wann der Character schon seine Falte genommen hat; wann schon die besseren Gefühle der Natur durch Erfahrung, die bessern Kräfte durch Uebung, ihre Stärke haben; wann man vorsichtiger in seinem Wandel wird; wann man politische und privat Verbindungen hat; wann die tausend Rückhalter der menschlichen Gesellschaft, uns schon unsere Abhängigkeit von dem Ganzen zu viel empfinden lassen, als

daß wir noch den Muth haben sollten, öffentlich, allem, was gemeine Meynung, Gesetz, Einrichtung, der Gang der ganzen Nation vestsetzt, entgegen zu handlen. Endlich ist es auch sehr richtig, daß in vielen Menschen von Natur schon eine so glückliche Mischung getroffen worden ist, daß eben die Gefühle, welche die Tugend fordert, das Uebergewicht haben; oder das vorgehende Leben hat das Mißverhältniß besser proportionirt; oder es ist eine Art von Impotenz in dem ganzen Bau mancher Menschen, die sie hindert lasterhaft zu sehn, auch wo ihre Grundsätze es gebieten! — Wie viele furchtsam Boßhafte unterdrücken ihren Grim, weil sie nicht Muth haben ihn auszulassen; wie viele Schwelger leben mässig, weil sie die Mittel nicht haben zu schwelgen; wie viele Träge laufen die mühseligste Laufbahn, weil der Stolz oder der Geitz ihnen gebietet, und ihnen ein Resort giebt, daß ihre Natur, oder selbst ihre Grundsätze versagen! Immer wird es aber bey diesen irgendwo fehlen; und ich hoffe nicht zu streng und feindseelig zu urtheilen, wenn ich sage, daß was diese gerühmten Philosophen auch sonst gutes und vortrefliches gethan haben mögen, so warm ihr Herz, so eifrig jeder Trieb ihrer Seele für das Wohl der

Menschheit gewesen seyn mag, dennoch die Unenthaltsamkeit allein, womit sie ihr System der Welt, so uuberufen aufgedrungen haben, genug beweise, daß nicht wahre Neigung zum Wohl des Menschensystems in ihrer Seele war; sondern daß sie alle das Wohl, für welches sie sich mit so viel Eifer zu intreßieren schienen, für nichts achteten, gegen den Ruhm tiefdenkender großherziger Philosophen. Sie gestehen überall selbst, daß die Augen des Pöbels ihr helles flammendes Licht zu tragen nicht im Stand sind; und dennoch schwingen sies unter eben dem Pöbel mit so viel Unvorsichtigkeit herum, daß man erkennt, wie wenig ihnen an den Augen des Menschensystem gelegen ist! — Weise und gut war Fontenelle, da er sagte; wenn er alle Wahrheiten in seiner Hand geschlossen hielte, er würde sich wohl hüten sie zu öfnen! Warum öfnen denn diese Philosophen ihre Hände, in welchen sie nicht einmal Wahrheit, sondern nur Zweifel geschlossen halten? Warum wollen diese neue Epimetheus, auch noch die Hofnung aus der Büchse der Pandora fliegen lassen? Haben sie etwas anders hinein zu legen, wohl und gut! Wenn sie aber nichts haben als ihre traurige Philosophie; und wenn sie selbst wie Mirabeau, am Ende sagen müssen: wir verstehn

unser trostloses, hoffnungsloses System auch nicht, aber es ist uns wahrscheinlicher; so dünkt mich, muß man sehr parteyisch seyn, wenn man solchen Philosophen Liebe zu dem Creaturensystem zuschreiben will, welchem sie so alles, seinen Gott, seine Genien, sein Elisium wegnehmen und nichts dagegen geben, als ihren Zufall, und ihr organisirtes Chaos, wo jede Hoffnung unsers Lebens vom Spiel der Wellen abhängt; und in welchem nichts gewisses ist, als daß diese spielenden Wellen uns endlich im Abgrund des Nichts verschlingen werden!

Ich war hier weitläufiger, damit ich im Folgenden kürzer seyn kann!

Der erste Fall, in welchem Schäftsbury glaubt, daß die Tugend verlohren gehe, wäre also: Verlust des Gefühls für Recht und Unrecht; und an diesem soll, seiner Behauptung nach, die Meyung von Gott nicht Schuld seyn können: wo hingegen ich behaupte, daß sowohl nach Schäftsburis, als nach meinem System, sie allerdings Schuld daran seyn könne, und, wenn die Meynung mit dem Leben übereinstimmt, seyn müsse!

II. Abschnitt.

„Der zweyte Fall, in welchem die
„Tugend verlohren geht; ist, falsches
„Gefühl oder falsche Einbildung vom
„Recht oder Unrecht.

„Das kann blos aus Erziehung und
„Gewohnheit herkommen; wie z. B.
„bey den menschenfressenden Nationen
„u. d. g., bey welchen die Meynung,
„das Wohl des Vaterlandes erfordre so
„etwas, den strengsten Widerwillen über-
„windet.

„Der Atheißmus kann hier nicht un-
„mittelbar schaden; er kann zum Bey-
„spiel nicht machen, daß Sodomiterey
„oder Menschenhaß in sich selbst, für et-
„was vortrefliches gehalten werde; aber
„falsche Religion kann das.

„Die Religion befiehlt uns Gott zu
„lieben und zu verehren; wird nun der
„Gott als böß, als Feind der Tugend
„dargestellt, so macht die Religion, daß
„wir das Böse lieben müssen — Wird
„z. B. der Gott dargestellt als ein We-
„sen, das uns überall Schlingen legt,

„(captious) als rachgierig, zornig, wü„tend, empfindlich; das seine Beleidi„gungen heimsucht, an denen, die sie „nicht verursacht haben; dichtet man ihm „noch List, Betrug und Falschheit an, „wodurch er diese Laster unter den Men„schen begünstigt; mahlt man ihn als „ein Wesen, das wenigen, aus nichts„würdigen Ursachen günstig ist, und „grausam gegen die übrigen; so ist es „natürlich, daß man mit der Verehrung, „mit der Anhänglichkeit an einen solchen „Gott, eben diese Laster zu lieben, und „ihnen anzuhängen lerne. Freilich wenn „in dem Dienst, der einem solchen Gott „gewidmet wird, nichts weiter als Form „und Ceremonie, keine wahre Anhängig„keit, nichts Herziges, nichts von Liebe „und wahrer Hochschätzung ist; so kann „diese Idee von Gott nicht ihren ganzen „Einfluß auf den Charakter haben; frei„lich wenn es blos Furcht ist, die den „Diener eines solchen Gottes zu Thaten „nöthigt, die er heimlich verdammt, oder „über die er sich zu richten aus Furcht „enthält; so leidet auch dadurch seine „Tugend weniger; aber wenn er sich „nach und nach mit diesen Eigenschaften

„ versöhnt, so wird seine Religion bald „ in ihm seine Tugend ausrotten. Wer „ sagt, sein Gott wäre gerecht, muß vor- „ her einen Begriff von Recht haben, „ nach welchem er seinen Gott abmißt; „ wer aber sagt, weil Gott das will, „ so ists gerecht; sagt eigentlich nichts: „ denn er müste, wenn z. B. der Gott „ einen für den andern strafte, diese Art „ von Strafen für gerecht halten; wenn „ der Gott einige vorher zu ewigem Elend „ bestimmte, andre zu ewigem Glück, so „ müßte auch dieses gerecht seyn, und „ also würde das Wort Gerecht gar „ keinen Begriff haben.

„ Es folgt also daß, wenn eine Religion „ ihren Gott nicht darstellt, wie die Re- „ geln von Recht und Unrecht verlangen; „ sie abweicht von diesen Regeln, und ih- „ re Anhänger auch abweichen macht; „ Stellt sie ihn hingegen in allem als ein „ Muster des Rechts vor; so kann sie „ allerdings der Tugend überaus viel „ nutzen. Der Atheißmus hingegen kann „ zwar Gelegenheit zu einer falschen Idee „ von Recht und Unrecht geben, aber „ niemal als Atheißmus durch sich selbst

„ eine vest setzen, wie eine Religion kann,
„ die eine solche falsche Idee in ihrem
„ Gotts annimmt.

In diesem ganzen Abschnitt spielt Schäftsbury falsches Spiel. Er sagt in Grund nichts, als was Baile in seinem weitläufigen Sophißme, über die Cometen auch sagt; nemlich daß der Atheißmus besser wäre, als der Aberglauben; Allein die Beyspiele des Aberglaubens, oder der falschen Religion die er anführt, sind so offenbar aus den mißverstandenen Grundsätzen der jüdischen Geschichte und Religion, und des christlichen Glaubens genommen, daß es nicht schwer ist, den Zweck dieses Abschnitts durchzuschauen.

In der Hauptfrage dieses Abschnitts begeht aber wieder Schäftsbury den Fehler, den er im vorigen begangen hat. Er vergißt wieder daß, nach seinem eigenen Begriff vom Atheißmus, dieser nicht blos in der Meynung bestehe, daß die schöne Ordnung, und der zweckmässige Plan des Ganzen, nicht von Gott sey; sondern darinn, daß kein Zweck noch Plan da sey, vielmehr alles vom Zufall abhänge!

Stellt man sich nun den Atheißmus so vor; so dünkt mich, ist nach Schäftsburys System

gar kein Gefühl von Recht und Unrecht dabey möglich; denn es ist gar keine Regel da, nach welcher dieser Gegenstand des Gefühls abgemessen werden sollte! Und will man den Ruf der Natur, den Trieb derselben, dafür gelten lassen; so ist hier wieder zu bemerken, was ich bey dem vorigen Abschnitt sagte: daß das Daseyn dieser Gefühle nicht geläugnet werde, aber, daß auch das Daseyn der selbstigen Neigungen, nicht geläugnet werden könne, und daß die Natur uns kein Gefühl gegeben habe, das beyde immer in ihrer Proportion halte.

Wir müssen, einige glücklich organisirte Menschen vielleicht ausgenommen, dieses Verhältniß blos durch unsern Verstand finden; wir zumal, die wir das Unglück haben, über uns zu räsoniren, oder gar suchen zu wollen.

Unde omnes Natura creet res, auctet, alatque
Quove eadem rursus Natura perempta resolvat.

Wenn nun bey diesen räsonirenden Menschen der Gedanke zum Grund liegt, daß alles, Zufall, nichts Ordnung sey; so sehe ich in der That nicht ab, warum es nicht natürliche Folge dieses Räsonements wäre, daß, wir auch unsere Grundsätze von Recht und Unrecht einem

Zufall überlassen sollten? Ich kann also dem Schäftsbury darinn gar nicht beystimmen, wenn er auch nur hier den Atheißmus nicht für eine Ursach halten will, wodurch falsche Gefühle, falsche Neigungen für Recht und Unrecht entstehen können.

Nach meiner Idee von der Moral, hat der Atheißmus diese Wirkung noch viel mehr! denn da er nicht erlaubt auf etwas zu rechnen; da er die Dauer unserer Existenz, blos auf das körperliche Leben einschränkt; da er das ganze Gemälde, von Schönheit, Harmonie, Vollkommenheit so verwischt; da er den Kreiß der Liebe so zusammen zieht; da er die Glückseeligkeit der Menschen so ganz herabsetzt, so ganz abhängig vom Zufall macht: so läßt er nichts zum Zweck des Menschen übrig, als jede gegenwärtige Stunde, jeden augenblicklichen Punkt der Existenz; und concentrirt also alle unsere Sorge, alle unsre Tugend, die ich ausdehnen möchte, auf den ganzen unbegränzten Umfang einer ewigen Existenz, auf den armseeligen Moment, zwischen aufstehn und schlafen gehen.

Darinn scheint mir Schäftsbury hingegen sehr richtig zu urtheilen, daß wer die Moral und Tugend, auf willkührliche Befehle seines

Gottes baut, und diese Befehle nicht zusammen hält mit den Gefühlen, in welchen er eine lang erprobte Glückseeligkeit gefunden hat, und ohne welche weder das Menschensystem, noch das System des ganzen Universums aller denkenden und fühlenden Creaturen, bestehen kann; daß der sehr grosse Gefahr laufe, sich ein Ungeheuer zum Gott zu wählen, und selbst ein solches Ungeheuer zu werden.

Auch darinn hat er Recht, daß der Gott, den er zum Beyspiel giebt, ein solches Ungeheuer wäre, für diejenige, welche gelerut haben, ihr Leben nach den grossen Regeln von Recht und Unrecht abzumessen! Um aber zu urtheilen, ob eine Religion einen solchen Gott annehme, würde es wohl ungerecht und sehr unphilosophisch seyn, einzelne, aus den Umständen gerissene Züge, einzelne Offenbarungen dieses Gottes, in den ersten Epochen, ganz anders denkender, fühlender, handelnder Menschen, für ihre ganze Religion anzunehmen; noch ungerechter, Geschichte der Anhänger einer Religion, politische, mit der Religion verbundene Gesetze, oder gar Meinungen, Mißverstände, Irrthümmer, Mißbräuche der Ausleger und Diener der Religion, für Gottes Gemälde darzustellen.

Da Schäftsbury keine Religion, die ein solches Ungeheuer für ihren Gott annimmt, mit Namen nennt, und da hier der Platz nicht ist, die Apologie eines Religionssystems, vielweniger einer Offenbarung zu machen: so enthalte ich mich aller weitern Beobachtung. So wie aber eine Religion, die einen so hassenswürdigen Gott, als Schäftsbury seinen mahlt, zum Gegenstand der Liebe und der Verehrung, ihrer Welt aufdringen wollte, der Tugend sehr gefährlich wäre, so scheint mir hingegen die zur Beförderung der wahren Tugend sehr nützlich, welche Gott als ein einziges allmächtiges, allgegenwärtiges, vollkommenes so liebendes Weesen darstellt, daß sein Gesetz nicht allein die gemeine Tugenden von Eltern- und Kind-Liebe, von Enthaltung Mords, Ehebruchs, fremden Gutes, anbefehle, sondern auch sogar den Neid, das Begehren fremden Eigenthums, für unrecht hielte; sogar die Menschenliebe auf die Thiere erstreckte, nicht das Lamm mit seiner Mutter zu würgen; nicht das Nest mit der Brütenden auszuheben, erlaubte; selbst Großmuth zum Gesetz machte; von der Wittwe kein Pfand zu nehmen verstattete; keinen Wucher duldete; keinen Mitbürger über eine gesetzte Zeit von Jahren zur Dienstbarkeit zu binden, zuließ, und das Volk,

dem dieser Gott sich offenbarte, nur deswegen von andern Völker der Erde absonderte; um es patriotischer, freyer von Lastern, sichrer gegen Aberglauben zu machen u. s. w.; wenn diese Religion dann überdiß noch am Ende, ihre erste strenge Einrichtung nur auf die Zeit einschränkte, wo sie diesem, etwa durch lange, harte, ungerechte Sklaverey, gedrückten und verhärteten Volk nöthig wäre, ihm aber immer die Zeit in der Ferne wieß, wo der Gott, Schöpfer aller, auch allen sich gleich offenbaren, allen eine gleiche Religion, deren Grund blos Liebe und Wahrheit wäre, mittheilen wollte, und sie endlich selbst mittheilte; so würde sie auch dadurch einen höchst weisen Stifter verrathen. Und wenn auch eine solche Religion irgendwo nach etlichen tausend Jahren, der Gedenkungsart der Menschen nicht mehr gemäß wäre, so würde doch das nicht berechtigen zu läugnen, daß sie nicht vor den etlichen tausend Jahren eine mächtige Stütze der Tugend unter dem ersten rohern Geschlecht gewesen sey; und nach den etlichen tausend Jahren würde man sie nicht anders beurtheilen können, als wenn man sich ganz in die vorigen Umstände zurück denken könnte!

III. Abschnitt.

„Endlich kommt Schäftsbury auf den „dritten Fall, in welchem die Tugend „leiden kan; nemlich auf die Erregung „solcher Neigungen, welche dem geraden „natürlichen Gefühl für Recht und Un„recht entgegen sind.

„Der Mensch muß offenbar den natür„lichen Neigungen für Recht und Un„recht anhängen, wenn er sie nur eini„ger massen besitzt; und das so lange, „bis eine andere eingewurzelte Neigung „zu seinem privat Wohl, oder ein Stoß „der Leidenschaft sich ihnen widersetzt. „Diese Neigungen sind da, ehe die Idee „von Gott da ist. So wie eine Creatur „die ohne Vernunft wäre, und doch Liebe „zu ihres Gleichen, Muth, Dankbarkeit „u. s. w. hätte, so bald sie Vernunft be„kommt, auch diese Eigenschaften schön „finden wird, so muß das Gefühl für „Recht und Unrecht bey allen seyn, wenn „sie auch nur jene Eigenschaften und Ver„nunft, und noch keinen Begriff von

„ Gott haben. Nun laßt sehen, was die
„ Idee von Gott darauf wirkt?

„ Sie kan auf zweyerley Art darauf wir-
„ ken; Entweder dadurch, daß sie den Gott
„ als mächtig, und geneigt das Unrecht zu
„ strafen und das Recht zu belohnen vor-
„ stellt; oder so herrlich in Liebe zum
„ Recht, und Haß gegen Unrecht, daß er
„ um seiner selbst willen geliebt wird.

„ In dem ersten Fall erregt die Idee von
„ einem solchen Gott keine Liebe zum Guten;
„ sondern nur Liebe zum Lohn, keinen Haß
„ des Bösen, sondern nur Furcht vor der
„ Strafe; also keine Tugend.

„ Im andern Fall, und wenn dazu noch
„ der Gott nicht blos als ein Beyspiel,
„ sondern als Zeuge jedes geheimen Ge-
„ fühls gedacht wird, ist sein Einfluß von
„ dem grösten Gewicht.

„ Laßt uns nun näher betrachten was eine
„ Religion die auf Furcht und Hoffnung ge-
„ baut ist, für einen Einfluß auf die Tugend
„ hat.

„ An sich kan wirklich da, wo die
„ gute Neigung allein wirken soll, wie

„ gesagt, eine solche Religion keine Tugend
„ geben.

„ Sie kan ihr vielmehr noch schaden, weil „ sie die selbstigen Neigungen begünstigt, „ und sie immer mehr vom gemeinen Gu„ ten abzieht. Sie mindert so gar die „ Frömmigkeit, weil sie macht, daß man „ Gott nur um des Guten willen liebt „ das er giebt, nicht um seiner selbst „ willen.

„ Mit allem dem kan doch auch diese „ knechtische Hoffnung und Furcht der „ Tugend selbst nützen.

„ Denn, wie schon gesagt, die natür„ liche Neigung zum Recht, hat an den „ Leidenschaften und dem Eigennutz grosse „ Feinde, also ists gut wenn die Furcht „ und Hoffnung diese in Schranken hält.

„ Auch wo üble Gewohnheiten, die Nei„ gungen zur Tugend fast ganz unterdrückt „ haben, kan eine solche Religion wieder „ aufhelfen, wenn sie dem Menschen zeigt, „ daß was er der Tugend aufopfert, ihm „ wieder ersetzt wird in jenem Leben.

„ Eben diese Wirkungen haben Beloh-
„ nungen und Strafen im bürgerlichen
„ Leben und in der Famille, nur müssen
„ die, welche sie austheilen, gerecht seyn.

„ Noch vortrefflicher aber wird eine sol-
„ che Religion, wenn die Belohnungen die
„ sie anbietet, in nichts bestehn als im
„ Genuß, und in der Ausübung der Tugend
„ in jenem Leben.

„ Dieses erklärt den Einfluß der selbsti-
„ gen Neigungen auf die Tugend! An
„ sich nützen sie nichts, aber die Tugend
„ erhält sich besser wenn sie mit dem Ei-
„ gennutz übereinstimmend gemacht wird.

„ Wer überzeugt ist, daß Tugend ihn
„ glücklich macht, das Laster elend, ist
„ an sich selbst sicher; wer aber wenig-
„ stens glaubt, daß sein Gott sich um das
„ Leben der Menschen bekümmre, und
„ den Guten schätze und belohne; oder
„ wer auch ohne den Einfluß der Vor-
„ sicht anzunehmen, doch glaubt, daß
„ Gott das Gute lohne, das Böse strafe,
„ der ist auch sicher. Doch lauft er eine
„ andere Gefahr, nehmlich die, durch
„ dieses beständige Aufmerken auf eigenes

„ Interesse, das allgemeine aus dem Ge-
„ sichte zu verlieren, und, wie von vielen
„ Zeloten beobachtet wird, für jene künf-
„ tige Belohnung, Freunde, Weib, Kin-
„ der, Vaterland, die ganze Welt zu ver-
„ achten, und zurückzusetzen.

„ Der Atheißme ist hier zwar freylich
„ sehr mangelhaft. Wenn er falsch ur-
„ theilt über Recht und Unrecht, so hat
„ er nichts ihn zurecht zu weisen; aber
„ er ist doch nicht die Ursache dieses fal-
„ schen Urtheils: denn man braucht die
„ Idee von Gott nicht, um den Werth
„ der Tugend zu fühlen. — Doch ists
„ wahr, der Atheißme zeigt selten dem
„ Weeg nach! — Es ist gewissermassen — —

Ich muß diese Stelle übersetzen, denn sie rechtfertigt, was ich bisher behauptete, das Widersprechende in Schäftsburys System zu deutlich, sie ist dabey sehr schön und sehr wahr.

„ Es ist gewissermassen unmöglich,
„ daß jemand einen grossen Begriff von
„ der Tugend, und der Glückseeligkeit ha-
„ ben könne, welche sie giebt, wenn er
„ vorher seine Seele nicht erhoben, und

„ grosse Gedanken gefaßt hat von den See=
„ ligkeiten, die aus der edlen Liebe und
„ Anbetung der Tugend fliessen; Nichts
„ als die Erfahrung einer solchen Seelig=
„ keit kann uns von ihrem Werth, von
„ ihrer Grösse, ihrer Wirklichkeit versichern.
„ Der Hauptgrund, worauf diese Mey=
„ nung von der Seeligkeit, welche die
„ Tugend giebt, ruhen kann; muß in
„ dem mächtigen Gefühl dieser edlen mo=
„ ralischen Stimmung liegen, und in der
„ Kenntniß wie mächtig und stark sie ist!

„ Nun ists aber wahr, daß diese morali=
„ sche Stimmung nicht sehr stark, die rei=
„ ne Liebe zur Tugend und zum Guten
„ nicht sehr mächtig werden kann; bey
„ dem, welcher glaubt, daß in dem
„ Ganzen selbst weder Güte noch Schönheit
„ wäre, und der überhaupt kein Beyspiel
„ eines änlichen Gefühls in einem höhern
„ Wesen erkennt. Solch ein Glaube muß
„ vielmehr alle Neigungen zu allem Schö=
„ nen, zu allem innern Werth vermin=
„ dern, und selbst die Gewohnheit und
„ natürliche Neigung, die Schönheit der
„ Natur, und alles was im Lauf der
„ Dinge, Zweck, Harmonie, Überein=

„ stimmung hat, zu bewundern, gänzlich
„ unterdrücken!

„ Wie kann der eine Ordnung lieben,
„ und mit Wohlgefallen sehen, welcher
„ das Ganze für ein Muster der Unord-
„ nung hält? wie kann der eine unterge-
„ ordnete Schönheit in einem Theil um-
„ fassen und schätzen, welcher sich überre-
„ det, daß das Ganze selbst unvollkommen,
„ und nichts als eine leere unbegränzte
„ Häßlichkeit ist?

„ Wahrlich nichts kann melancholischer
„ seyn, als der Gedanke, zu leben in ei-
„ nem verwirrten Universum, wo so vieles
„ Uebel zu befürchten ist, und wo nichts
„ Gutes, nichts liebenswürdiges sich dar-
„ stellt, nichts das der Betrachtung ge-
„ nügen, nichts das eine andere Empfin-
„ dung, als Haß, Verachtung und Miß-
„ fallen erregen kann.

„ Eine solche Meynung von den Din-
„ gen der Welt, kann nach und nach
„ den Charakter verbittern, und nicht
„ allein die Liebe zur Tugend kälter ma-
„ chen, sondern ihre Grundlage, selbst die
„ natürlichen Neigungen zur Güte, unter-

„ graben und verstören helfen! So weit „ vom Atheißme. Schäftsbury kommt nun zum Deißme zurück, und sagt wieder; „ daß, wenn die Meynung von Gott „ so wäre, daß der Gott dem Grundsatz „ des Rechts gemäß handle, und sein „ Lohn nur der wahren Tugend zukomme; „ eine solche Religion der Tugend selbst, „ dennoch nutzen könne, wenn sonst diese „ Religion noch so schlimm von der menschlichen „ Natur denken mache, und wenn sie „ ihm auch selbst die traurigen Gedanken „ beybringe, daß Tugend eine Feindin „ der menschlichen Glückseeligkeit wäre. — „ Doch das, sagt er, könne keine Meynung „ eines reinen Deißme seyn!

„ Endlich soll noch eine Bemerkung „ mitgetheilet werden, welche dem Deißme „ den Vorzug über den Atheißmus giebt.

„ Nemlich: jede Creatur hat seinen Widerwillen „ gegen alles was ihr schadet; „ Ist der in gehörigem Verhältniß, um „ sie gegen das Uebel zu verwahren, so „ ist er gut; wenn aber das Uebel da „ ist, und der Verdruß des Mißvergnügens „ wird noch stärker, so ist er fehlerhaft; „ die Geduld aber wird alsdann Tugend.

„ Nun ists gewiß, daß so, wie der Atheiß-
„ mus, über das, was die Atome zusam-
„ men bringen, keine Freude haben kann;
„ er auch beym Unglück sich kaum vor dem
„ äusserstsen Verdruß bewahren kan, welcher
„ am Ende sein Gefühl für die Ordnung der
„ Dinge stören muß. Der Deißmus giebt
„ aber dagegen den Trost, daß was hier
„ nicht wohl thut, doch gut ist, in der
„ Ordnung des Ganzen. Folglich ist die-
„ ser auch in so weit eine bessere Stütze
„ der Tugend.

„ Auch ist richtig, daß der Deißmus,
„ welcher die Ordnung der Welt so herr-
„ lich darstellt, die Tugend, welche selbst
„ im Grund nichts ist, als die Ordnung
„ im geselligen Leben, durch die Liebe
„ zu der Ordnung im Ganzen sehr be-
„ fördert. Nur kommts darauf an, wie
„ der Deißmus diese Ordnung ansieht:
„ Sieht er sie irrig an, so ist er doch
„ der Tugend beförderlich, so weit diese
„ von ihm mißverstandene Ordnung eine
„ Liebe in ihm erregt, welche der Tugend
„ und der Güte beysteht; sieht er sie
„ richtig an, wie sie ist, so ist er selbst
„ durch diese Liebe ihre sicherste Stütze.

„ Und hieraus kann man das Verhältniß
„ der Frömmigkeit zur Tugend erkennen.
„ Diese ist ohne jene nicht vollkommen,
„ denn sie hat nicht eben die Vestigkeit,
„ das nemliche Wohlwollen, und Gleich-
„ müthigkeit.

„ Also giebt der Glaube an einen Gott
„ der Tugend ihre höchste Vollkommen-
„ heit „.

Es ist, dünkt mich, kaum zu übersehen, daß Schäftsbury in diesem Abschnitt, sich selbst in Wiederholungen und einen unmethotischen Gang seiner Ideen verwickelt, den man in den übrigen Theilen seines Buchs nicht so gewahr wird; und die Stelle vom Atheißmuß, welche ich übersetzt habe, scheint mir überhaupt zu beweisen, daß er etwas zu spät den ganzen Umfang seiner Behauptung übersehen habe. Vielleicht wenn er ehe bemerkt hätte, daß der Atheisme keinen Gedanken von Ordnung erlaube, würde er auch bey dem ersten der drey Fälle, die er voraussetzt, beobachtet haben, daß nicht die Unwissenheit von Gott, sondern der Glaube, daß kein Gott sey, den Sinn, die Neigung zum Guten nehme, sobald der Mensch zu räsoniren anfängt, und seine üblen Neigungen mächtig werden; und eben so

würde er bey dem zweyten Punkt beobachtet haben, daß dieser Glaube, falsche Neigungen gebe, weil er die giebt, auch sich dem Zufall und jeder Stimmung, jedes Augenblicks zu überlassen.

Ich finde sonst in diesem Abschnitt sehr wenig zu bemerken; denn ich bin mit allem, und sonderlich damit vollkommen einverstanden, daß willkürliche Strafen und Belohnungen keine Tugend geben. Ich glaube auch, daß, nach meiner Art die Tugend mir zu gedenken, gar keine Strafe noch Belohnungen gedenkbar sind; sondern daß der Zweck der Tugend unmittelbar auf die Folgen guter Handlungen gehe, die an sich wohlthätig sind, im ganzen Umfang und der ganzen Dauer unserer Existenz; wohingegen die Folgen des Lasters, auch, aber nur in einem Punkt des Umfangs oder der Dauer unserer Existenz wohlthätig, in den andern desto drückender und schädlicher sind.

Auch darinn bin ich völlig mit Schäftsbury einig, daß Tugend da seyn kann vor dem Begriff von Gott. Ja noch mehr, ich glaube sie kann da seyn, und ist am sichersten da, selbst ohne Begriff von Tugend!

So wie man sich aber auf das räsoniren aus Begriffen einläßt; so dünkt mich, muß man in der Materie von der Moral seine Begriffe blos aus des Menschen Herz nehmen, denn das gebietet ihm allein zur Tugend! — Und wer das studirt hat, der wird finden wie es sich ausbreitet über Zeit und Ewigkeit, und wie wenig es nöthig ist, aus unsern Felsen-Ritzen hinauszuahnden auf den Zweck des Universums der fühlenden Wesen, um zu begreifen, daß ihr Wohl unser Wohl sey!

Schäftsbury dehnt sich in seinem zweyten Buch auch darüber aus; und ich werde da noch Gelegenheit finden, mich ganz über diese grosse Wahrheit zu erklären.

Ende des ersten Buchs.

Zweytes Buch.

I. Theil. I. Abschnitt.

„ Nach der Untersuchung von dem We-
„ sen der Tugend, will Schäftsbury noch
„ untersuchen, was uns verbinde, uns
„ ihren Vorschriften gemäß zu betragen.

„ Die Neigung zum Besten des Sy-
„ stems dessen Theil eine Creatur ist, giebt
„ das, was wir Rechtschaffenheit nennen;
„ das Gegentheil ist das Laster.

„ In jeder Creatur ist ein beständiges
„ Verhältniß, und Bezug der Neigungen
„ gegen dieses gemeine Interesse; aus
„ diesen folgt aber oft ein Widerspruch
„ zwischen jenen und diesen. Daraus sollte
„ man schliessen, daß beyde sich ganz ent-
„ gegen seyen.

„ Daher haben einige, weil sie bemerk-
„ ten, daß die Neigung für das Wohl
„ des Systems wozu sie gehören, sie nö-
„ thige aus sich heraus zu gehen, die Hy-
„ pothese aufstellen wollen, daß man also

„ das Wohl des Ganzen völlig ausser Au-
„ gen setzen, und alle Neigungen dazu
„ unterdrücken, hingegen sich ganz allein
„ um sein eignes Wohl bekümmern solle.

„ Diese Hypothese ist aber sehr irrig,
„ und setzt eine grosse Unordnung in dem
„ Ganzen voraus. Das ganze System wäre
„ nach diesem, gleich einem Cörper, dessen
„ einzelne Theile dann am gesündesten
„ wären, wann sie dem ganzen Cörper
„ entgegen zu seyn, geneigt und geschickt
„ wären.

„ Es ist also zu beweisen, daß es ganz
„ anders sey; daß das privat Intresse der
„ Menschen mit dem Intresse des ganzen
„ Systems, wozu wir gehören, völlig un-
„ zertrennlich sey, und daß die moralische
„ Rechtschaffenheit (das ist, die Neigung
„ für das ganze System) gerade das Wohl
„ eines jeden, ihr Gegensatz, sein Uebel
„ sey.

Es ist schwer zu begreifen, wie ein Mann von Schäftsburys Scharfsinn, dessen Philosophie sich sonst so sehr zu bemühen scheint, alles einfältig, und nach dem gemeinen Menschensinn zu beurtheilen, seine Leser so herum führen

konnte, als wir hier herumgeführt werden. Nachdem wir im ersten Buch von nichts hörten als von dem gemeinen Wohl des Systems; überall darauf gewiesen, und so mühsam aus uns selbst heraus gewiesen worden sind: so sagt man uns nun auf einmal; Aber, das gemeine Wohl, das wir Euch gepredigt haben, ist euer eigenes Wohl, und eben weil es das ist, so seyd ihr dazu verbunden.

Noch mehr! Nachdem man uns gesagt hatte, der Atheist, welcher alles für Zufall, folglich Unordnung hält, kann dennoch durch diese Hypothese die Neigungen zum gemeinen Wohl nicht ausrotten; so sagt man uns nun, wenn man diese Neigungen ausrotten wollte, so müßte man alles für Zufall und Unordnung halten!

Ich habe dergleichen Widersprüche, oder Deräsonements in den meisten Büchern, welche eine Gleichgiltigkeit gegen die Religion, oder gar Haß gegen sie predigen, gefunden; und eben darum bin ich auf den Gedanken gefallen, sie zu anatomiren, und den Gang ihres Räsonements von den Auszierungen, womit seine Wendungen und Verwicklungen zugedeckt werden, zu befreyen. Die meisten Leser dieser Schriften haben dazu keine Geduld; viele

haben keine Fähigkeit dazu, viele lesen sie nicht bis ans Ende!

Kommt denn noch die Estime sur Parole dazu; kommt die dem Deutschen am meisten fühlbare Furcht vor Spott und Persifflage dazu, so werden oft die grösten Flachheiten, die man an den Vertheidigern der Religion allerdings zu rügen berechtigt ist, bey ihren Feinden mit aller Nachsicht aufgenommen, oft gar gerechtfertigt!

Und in der That sind auch diese Flachheiten oft nur Flachheiten an dem Ort wo sie stehn, und würden tiefe Wahrheiten seyn, wenn sie wo anders stünden. Aber dann würden auch die Schlüsse daraus ganz anders ausfallen.

Wenn ich Zeit und Lust behalte, den Helvetius, das Systême de la Nature, die Fabel von den Bienen, Hobbes, Hume eben so durch zu gehen, wie hier den Schäftsbury, so werde ich eben das noch öfter zu zeigen Gelegenheit finden. Wenn man Schäftsburis zweytes Buch zum ersten machte, so würde alles der reinen Vernunft, so weit sie mir wenigstens vorleuchtet, viel angemessener seyn; aber dann würde auch folgen, was ich behaupte, nemlich:

daß

Daß wenn man anfängt über die Moral aus Begriffen zu räsoniren, keine gedacht werden kann, ohne Religion; nicht, weil diese Quelle der Moral, sondern weil sie unzertrennlicher Theil derselben ist; daß aber die, welche so glücklich sind, den Tact von Tugend, welchen die Natur uns allen gegeben hat, rein zu erhalten, das Räsonement nicht brauchen, sondern sich sicher diesem Tact überlassen können; auch sicher, in Ansehung der Religion, für welche diese Glückliche dann auch gewiß den Takt haben, den die Natur eben so gut jedem mittheilt, und der gar keine Folge von Räsonement ist.

Ich habe in dem, was ich über Schäftsbury's erstes Buch sagte, schon vieles bemerkt, worauf dieser Satz gegründet ist. Um ihn aber in sein ganzes Licht zu setzen, und um desto weniger bey diesem zweyten Buch bemerken zu müssen, will ich hier mein ganzes Moralsystem, in seinem Umriß voraus schicken.

Es besteht dieses in folgenden Sätzen.

Der Zweck des Ganzen und aller seiner Theile

ist von zweyerley Art. Zum Theil wird er nach ewigen unfehlbaren Regeln erzwungen; zum Theil wird er durch selbstthätigeGeschöpfe erreicht.

Jenen Zweck kennen wir wenig oder nicht; er kann für kein Geschöpf etwas anders als blos Gegenstand der Speculation seyn; und was er ist, so ist er unfehlbar dem Ganzen gemäß, unveränderlich, einfach, gut, ohne Möglichkeit böß zu werden.

Dieser, nemlich der Theil des Zwecks, welcher durch selbstthätige Geschöpfe erreicht wird, ist zwar für das Ganze eben so unveränderlich gut; aber weil er selbstthätigen Geschöpfen überlassen werden sollte, so besteht er nicht darinn, daß das Ganze dadurch gebessert, oder erhalten werde, u. s. w., sondern darinn, daß wie das selbstthätige Geschöpf handelt, so es geniesse. Der Cirkel, worinn die selbstthätigen Wesen eingeschlossen sind, hat also weiter keinen Einfluß auf das Ganze als den, daß Theile darinn seyn sollten, die geniessen, wie sie handeln.

Unter diese Art von Geschöpfen gehöret der Mensch auch.

Was in und an ihm ist, das zu dem ersten der oben bemerkten Zwecke gehört, das muß

seinen Gang gehen, wie der Zweck es fordert; ist also unabhängig von dem Menschen, und nur Gegenstand seiner Speculation: Dahin gehört sein Bau, seine Grösse, Stärke, Reichthum physischer Kräfte und Fähigkeiten, Instinkt, zum Theil selbst seine Schwäche und Einschränkung u. s. w.

Was aber in und an ihm ist, das zum zweyten Zweck gehört; dessen Folge giebt ihm Genuß und Leiden; und zwar Genuß und Leiden von der Art, die wir moralischen Genuß und Leiden nennen; dahin gehört Genuß der Wahrheit, der Liebe, der Schönheit, der Vollkommenheit, der Harmonie in seiner eignen ganzen Existenz u. d. g.

Der Unterschied zwischen dieser Art Leiden, und dem gemeinen Leiden; dieser Art von Genuß und dem gemeinen Genuß, liegt theils in den Gegenständen des Genusses, theils auch darinn, daß das moralische, mit dem Bewußtseyn der Selbstthätigkeit verbunden ist; das gemeine mit dem Bewußtseyn, daß es von einer andern Ursache herkommt.

So wie aber der Mensch, in dem geringsten Theil seiner Existenz selbstthätig ist; in allem andern abhängig von dem Lauf der Dinge;

so entsteht nothwendig ein Contrast, wenn er diesem, ihm nothwendigen Lauf der Dinge widerstrebt; und eine Harmonie, wenn er selbstthätig, in seinem freyen Theil das genießt, was Gegenstand des moralischen Genusses ist, und allen Contrast mit dem, was nicht von seiner Selbstthätigkeit abhängt, vermeidet oder verhindert; oder, wenn er auch das nicht kann, geduldig trägt.

Der Contrast, giebt das, was wir Leiden nennen; die Harmonie, das, was wir Genuß nennen.

Das ist das τα μὲν ἐφ' ἡμῆν ταδέ ὀυκ ἐφ' ἡμῆν (*) der Stoa; sie kannte aber nur den Theil der Moral, welcher den Menschen mit dem Gang des Ganzen harmonisch macht; den aber, welcher ihn zu dem Genuß stimmt, den er durch seine Selbstthätigkeit erhalten kann, den kannte sie wenig.

Erfahrung und Instinkt giebt dem Thier, das auch in einem Theil seiner Existenz selbstthätig ist, Regeln an, wie es den Contrast mit dem Gang des Ganzen vermeiden, und die, seiner Selbstthätigkeit überlassenen Genüsse, sich

(*) Einiges hängt von uns ab, einiges nicht.

verschaffen soll; aber es scheint dennoch keinen moralischen Genuß noch Leiden haben zu können, weil, so viel wir an ihm bemerken, es kein Bewußtseyn seiner Selbstthätigkeit hat.

Eben diese Erfahrung, eben der Instinkt, aber auch noch der Menschen-Sinn, das ist die uns allen gemeine Kraft zu beurtheilen und zu denken, und der höhere Verstand, lehrt den Menschen in sehr vielen Fällen finden, was der nothwendige Gang des Ganzen, ihn, seines Zweckes wegen, leiden, was er ihn geniessen macht; und wie er in dem Kreiß seiner Selbstthätigkeit handeln muß, um sich mit dem Gang des Ganzen immer in Harmonie zu erhalten; wie seine Selbstthätigkeit wirken muß, daß er ohne die Harmonie zu stören, geniessen könne, was er durch seine Selbstthätigkeit geniessen kann.

Geht der Gang des Ganzen gerade so, daß sein Individuum dadurch mehr Genuß als Leiden fühlt; so ist er auf gemeine Art glücklich, im Gegentheil unglücklich. Und das ist, was viele überredet hat zu glauben, die Macht, welche diesen Gang eingerichtet hat, bekümmre sich nicht um die Individua.

Geht dieser Gang nicht so; das Individuum

aber hat durch seine Selbstthätigkeit sich so gestimmt, daß der Gang des Ganzen ihm weniger Leiden giebt; hingegen seine Selbstthätigkeit es immer mit dem Lauf der Dinge, von welchen es sich nicht los machen kann, in Harmonie erhält, und ihm die ihm überlassene Genüsse schaft, so wird dieses Invidium moralisch glücklich.

Die Stoa glaubte dieser moralischen Glückseeligkeit am nächsten zu kommen, wann sie sich abhärtete gegen das, was der Gang des Ganzen, ihr von Leiden zuzöge; und wer es so weit brachte, litte weniger; aber weniger leiden ist noch nicht geniessen.

Der Zustand des Menschen ist sehr zusammen gesetzt; folglich kann der Gang des Ganzen in einem Punkt, oft mit dem selbstthätigen Gang des Individuums harmoniren, im andern nicht.

Ferner: der Mensch lebt nicht für einen Augenblick; der Gang des Ganzen kann also zwar in einem Punkt der Zeit mit dem Menschen sehr harmonisch seyn, in seiner Folge aber sehr contrastiren; es kann in einem Punkt, in einem Moment ein Genuß selbstthätig

gewirkt werden, der in dem andern Punkt und Moment allen Genuß unmöglich macht.

Zur Harmonie unsers selbstthätigen Gangs mit dem nothwendigen Gang des Ganzen, und zum vollen moralischen Genuß, gehört also: daß diese Harmonie in dem ganzen Umfang unserer Existenz, und in ihrer ganzen Dauer bestehe.

Damit das möglich sey, mußte also das selbstthätige Individuum, die Gabe haben, von Theilen auf das Ganze, von Ursachen auf die Folgen zu schliessen: Das ist das, was wir Vernunft nennen.

Da es oft schwer ist, in jedem Augenblick den Gang des Ganzen und seiner Theile, und seinen Einfluß auf uns, so zu kennen, daß man gleich entscheiden könne, was man in dem Augenblick, in welchem die Selbstthätigkeit handeln soll, thun müsse, um die Harmonie im ganzen Umfang, und der ganzen Dauer unserer Existenz zu erhalten; so haben die Weisen aller Zeiten, diesem Gang des Ganzen nachgespürt, und den Umfang und die Dauer der menschlichen Existenz zu übersehen getrachtet, damit sie aus Zusammenhaltung beyder, die Regeln abziehen könnten, wonach der

Mensch in jedem Vorfall, seine Selbstthätigkeit sollte handeln lassen, damit er die Harmonie erhalte, und den Contrast vermeide. Sie haben die moralischen Genüsse der Menschen aufgesucht, und wie weit, und unter was für Bedingnissen der Lauf des Ganzen sie der Selbstthätigkeit möglich machen, zu erforschen getrachtet. Die Sammlung dieser Beobachtungen, nennt man wissenschaftliche Moral; Man sieht aber leicht, daß diese immer sehr unvollständig seyn, sehr im Allgemeinen bleiben muß, indem, wenn sie vollständig werden sollte, sie jeden Menschen in seinen individuellesten Umständen, prüfen, wenigstens ein Innbegriff aller Wissenschaften seyn müßte; denn alle beschäftigen sich damit: entweder den Gang des Ganzen in seinen Theilen und Folgen zu erkennen; oder den Umfang und die Dauer der menschlichen Existenz zu erforschen; oder den Einfluß, den der Gang des Ganzen auf den Menschen hat, zu ergründen; oder die Art, wie und was die Selbstthätigkeit für moralische Genüsse geben kann, zu untersuchen.

Man hat drey Verhältnisse des Menschen angenommen, und gesucht wie er in diesen Verhältnissen handeln müsse, um mit dem ihn umgebenden Universum nicht zu contrasti-

ren, vielmehr neben ihm so viele moralische Genüsse zu erhalten, als möglich ist.

Ich nehme lieber vier an.

Jede Regel, von dem was der Mensch thun muß, diesen Contrast zu vermeiden, hat man Pflichten genannt; das heißt Vorschriften von den selbstthätigen Handlungen, die gethan oder gelassen werden müssen, unter der Bedingniß, wenn der Mensch in seinem selbstthätigen Kreiß geniessen will, was er kann, ohne mit dem Ganzen zu contrastiren.

Ich nehme drey dieser Regeln an: Sich dem nothwendigen Gang des Ganzen zu ergeben, und sich dagegen zu schützen, wo man kann; Sich so viele Fähigkeiten zum Genuß, und so viel Genüsse zu schaffen, als man kann; und endlich, alles für die ganze Dauer, und den ganzen Umfang unserer Existenz zu berechnen. Diese drey Regeln wendet die Moral auf die vier Verhältnisse des Menschen an, und in diese theilen sich alle Wissenschaften und Künste.

Diejenige die annehmen, daß ein Gott sey, haben das erste Verhältniß in dem Gang Gottes gegen die Menschen gesucht. Dahin gehörte von Wissenschaften die ganze Theologie, so wohl die philosophische als die geoffenbarte mit ihrem Anhang, bey iedem Volk und jedem Glauben.

Das zweite Verhältniß ist das, gegen des Menschen eigne, physische oder natürliche Kräfte. Dahin gehört die ganze Medizin mit allem ihrem Anhang; die Vernunftlehre, Methodick, spekulative Philosophie, alle Talente die Genüsse geben u. s. w.

Das dritte ist gegen die Thiere, und die leblose Schöpfung. Dahin gehört die Natur, Physik, Mathesis, Mechanik, und die ihnen verwandte Wissenschaften.

Das vierte ist das Verhältniß gegen andere Menschen; denn da diese auch nicht den Gang gehen, den jeder will, so ist dieses Verhältniß dem gleich, welches zwischen dem Menschen, und dem von ihm unabhängigen Gang des Ganzen Platz findet. Dahin gehöret die Rechtswissenschaft, Politik, und die ihr angehörige Theile u. s. w.

Die Moral kann aber, wie gesagt, nicht alle diese Wissenschaften umfassen, sondern muß sich begnügen, bloß die Zwecke dieser Wissenschaften anzugeben; zu zeigen wie sie dienen, die vom Menschen unabhängige Natur zu beobachten, und kennen zu lernen, und seine selbstthätige Handlungen dieser gemäß einzurichten, um mit ihr nicht zu contrastiren, sondern aus ihr diejenige Genüsse zu ziehen, die ihm möglich sind.

Weil aber, wie ich schon sagte, die Harmonie zwischen unserm selbstthätigen Kreiß, und unserm nothwendigen Kreiß, den ganzen Kreiß der ganzen Dauer unserer Existenz umfassen soll; eine und die nemliche Handlung aber oft in einzelnen Punkten und Momenten harmoniren, in andern contrastiren kann: so entsteht daher das, was wir Collisionen nennen.

Und weil die menschliche Seele nach jeder Harmonie und jedem Genuß strebt, von jedem Contrast, jedem Leiden sich entfernen möchte; so geschieht es daß oft ungleich grössre Contraste in dem ganzen Kreiß, aus Harmonien in einzelnen Punkten entstehn, ungleich grössere Genüsse, aus kleinern Leiden oder Entbehrung folgen. Es ist also nöthig, daß ein selbstthätiges Geschöpf, welches die gröste, möglichste Harmonie erreichen will, immer den ganzen Umfang, und die ganze Dauer seiner Existenz vor Augen habe. Dieses kann oft von Natur bey gewissen Classen von Handlungen geschehen; daraus entsteht das moralische Gefühl; oft giebt das die Erfahrung, oft der Unterricht, welcher die Imagination mit Bildern des Zustandes, in welchen der Mensch nach seiner Handlung kommen wird, füllt, und den alsdann folgenden Contrast oder Harmonie, und die künftige Genüsse vorher fühlen macht.

Je harmonischer der Mensch in seiner Selbstthätigkeit mit dem Gang des Ganzen dahin lauft, jemehr er das Gute, das er geniessen kann, ohne mit dem Ganzen zu contrastiren, genießt; desto glücklicher wird er. Die Harmonie und die Empfindung dieses Glücks, macht die Seele auch schön; giebt Zufriedenheit, Gleichmüthigkeit, Amenität, und zieht das Band der moralischen Cohaesion die Liebe, vester zusammen als das Band der nothwendigen Cohaesion, das man in der Lehre der Empfindungen, Geselligkeit nennt!

Dieses ist die begreiflichste Skizze der Moral wie ich sie mir denke. Alles was Schäftsbury gesagt hat, und in dem folgenden sagt, löst sich darinn auf. Auch das löst sich darinn auf: Ob zu einem moralischen Leben nach dieser Idee, eine Kenntniß von Gott gehöre?

Ich sage nochmal; für den, welcher ohne zu räsoniren, die Harmonie erhält und erhalten kan; die Seeligkeiten die dem Menschen gegeben sind, genießt und geniessen kann, als wonach ich allein den moralischen Werth beurtheile; für den ist weder wissenschaftliche Religion, noch wissenschaftliche Moral nöthig; sein guter Genius, sein eigenes Gefühl leitet ihn.

Sobald aber einer anfängt zu fragen: Warum soll ich moralisch handeln? Sobald muß er Zweck und sichern Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen voraus annehmen; folglich Ordnung und Zusammenhang im Ganzen. Und daß der, welcher Gottes Existenz läugnet, das nicht kann, hat Schäftsbury selbst am Schluß des vorigen Buchs so deutlich gesagt, daß niemand, wenn er dieses gelesen hat, mehr zweiflen kann. Ausser dem aber ist auch aus diesem allem schon klar, daß wer Gott läugnet; oder daß auch schon der, welcher nur seine, und der höhern Geister Communication mit dem Menschen läugnet; welcher die Unsterblichkeit nicht glaubt; oder über alles das keine Meynung hat, für alles das kein Gefühl hat; unendlich an den seeligsten Genüssen, an dem Gefühl für Wahrheit, Harmonie, Vollkommenheit, selbst an Liebe verlieren muß; weil er immer eingeschränkt bleibt in den Kreiß unter dem Mond, nie hoffen darf mehr zu sehen von der grössern Harmonie und Schönheit, nie inniger zu lieben, nie enger, als durch Haut und Knochen zu umfassen, nie wärmer zu glühen, als der Schlag seines Pulses erlaubt.

Ich fahre nun fort in dem Auszug.

II. Abschnitt.

„ Ein ungeselliger Mensch ohne Groß-
„ muth und Liebe, ist immer ein unglück-
„ licher Mensch. Das gesteht jedermann
„ zu, wenn der Mangel dieser Tugend
„ total ist; und die Erfahrung beweißts
„ auch zu gut.

„ Aber wenn der Mangel dieser geselli-
„ gen Eigenschaften sich nur zum Theil
„ äussert, so will man das nicht glauben;
„ das ist, den nicht für lahm halten, dem
„ nicht alle Glieder gelähmt sind.

„ Wenn wir unserer innern Gesundheit
„ besser nachspürten, würden wir nicht so
„ oft glauben es sey mancher einer üblen
„ That wegen, nicht schlimmer dran als zu-
„ vor auch, sondern wir würden oft die eigne
„ üble Lage unsers Humors und unserer
„ Seele blos darinn finden, weil wir übel
„ gehandelt haben.

III. Abschnitt.

Alles was selbstthätige Handlung seyn soll, muß aus Neigung geschehen. Es giebt deren dreyerley:

„ 1) Zum gemeinen Besten; 2) Zum „ selbstigen Wohl; 3) Die unnatürlichen „ die zu keinem von Beyden gehören.

„ Die ersten und zweyten sind nur in „ der gehörigen Verhältniß gut, im Ue„ bermaas schädlich; die letzten sind im„ mer schädlich: Welche die stärksten sind, „ nach denen wird gehandelt.

„ Daß die ersten, und überhaupt daß „ natürliche Neigungen zu stark seyn kön„ nen, scheint wohl anstössig, es ist aber „ richtig.

„ Die Neigungen zum gemeinen Wohl „ können in einzelnen Fällen fehlerhaft „ werden, weil sie zu stark sind, und alles „ andre so an sich reissen, daß die Creatur „ zu nichts nach diesem Fall mehr wirken „ kann.

„ Die privat Neignngen sind um jener „ willen nöthig, also finden, wenn diese

„ zu schwach sind, jene nicht statt. Dieses
„ Verhältniß muß aber nach der beson-
„ dern Oeconomie des Subjects abgemes-
„ sen werden.

„ Und das ist bey den Menschen am
„ meisten bemerklich. Ihre Religion und
„ Gesetze, Erziehung u. s. w. machen,
„ daß einer von dem andern so verschie-
„ den ist, welches man bey andern Crea-
„ turen nicht beobachtet.

„ Menschen werden von Menschen aus-
„ gezeichnet; Unterschiede werden vestge-
„ setzt; Meynungen bey Strafe gebotten;
„ Antipathien eingesogen; Abneigungen
„ gegen einander eingepflanzt; und fast ist
„ unter keinem Himmelsstrich mehr eine
„ menschliche Gesellschaft die menschliche
„ Gesetze hätte. Darum ists so schwer in
„ solchen Gesellschaften einen natürlichen
„ Menschen zu finden.

„ Um die Frage die noch zu erörtern
„ ist vestzusetzen, muß nun bewiesen wer-
„ den:

I.) Daß das der gröste Selbstgenuß ist;

die

„ die stärkstmöglichste Neigung, zum ge„ meinen Besten zu haben.

II.) Daß zu starke selbstige Neigungen „ elend machen.

III.) Daß unnatürliche Neigungen, die „ weder eignes noch gemeines Wohl zum „ Zweck haben, am aller elendesten ma„ chen.

Da nach meinem System alle menschliche Tugenden blos die Glückseeligkeit dessen abzwecken, welcher sie ausübt; so brauche ich mich auf alle diese Fragen nicht einzulassen, welche Schäftsbury blos deswegen aufwerfen, und so künstlich einrichten mußte, weil sein ganzes System künstlich ist.

II. Theil. I. Abschnitt.

Beweiß des ersten Satzes.

„ Selbstgenuß oder Wohl, oder Ver„ gnügen, welches hier einerley ist, ist ent„ weder körperlich, oder Vergnügen der „ Seele.

„ Jedermann zieht diese vor, und muß
„ sie vorziehen, weil das Vergnügen der
„ Seele auch dem Leiden des Cörpers
„ Trutz bieten kan; jenes nicht diesem.

„ Alles Vergnügen der Seele besteht
„ entweder selbst, in dem Genuß der na-
„ türlichen Neigungen; oder fließt aus
„ ihnen.

„ Es folgt also, daß die stärkstmöglichste
„ Neigung zum gemeinen Besten den grö-
„ sten Selbstgenuß giebt.

„ Geselligkeit ist nach aller Erfahrung
„ dem der sie fühlt die gröste Seeligkeit;
„ und wenn viele diese Seeligkeit nicht
„ fühlen, so ist das ein Beweiß, daß sie
„ die gesellige Neigung nicht haben.

„ Suchen nach Wahrheit, ist eine na-
„ türliche Neigung, weil sie die Harmo-
„ nie und Ordnung des Ganzen umfaßt,
„ folglich der Neigung zum Ganzen die-
„ net, auch macht sie unaussprechlich glück-
„ lich, aber nicht so wie die gesellige Tu-
„ gend.

„ So die höhere Liebe!

„ Als Folgen derselben, giebt eigner

„ Beyfall und Bewußtseyn des Beyfalls von
„ andern, ein grosses Vergnügen der Seele.

„ Aber man glaube nicht, daß die ge-
„ sellige Tugend gegen Einzelne das könne,
„ ohne Beziehung auf das Ganze. Solls
„ Neigung zum ganzen System seyn, die
„ nur auf Einzelne angewendet wird; so
„ ist diese Neigung irrig, weil sie keinen
„ Grund im Ganzen hat; folglich auch
„ unsicher.

„ Solls blos Sympathie seyn, blos Nei-
„ gung auf Einzelne concentrirt; so kann
„ sie auf das Vergnügen des Bewußtseyns,
„ der grossen Neigung zum Ganzen, kei-
„ nen Anspruch machen, und weder solche
„ Liebe noch Freundschaft, kann stä-
„ tigen Genuß geben, oder vest sich er-
„ halten.

„ Allein anders ist es mit den, das ganze
„ System umfassenden Neigungen."

Ich muß hier im Allgemeinen bemerken, daß mein Auszug dieses zweyten Buchs viel freyer seyn muß; weil wirklich dieses Buch im Grund wenig mehr, als gemeine Declamation

enthält. Ich werde, um nicht in eben den Fehler zu fallen, am Schluß nur einiges in Rücksicht auf mein System darüber sagen. Hier aber, und wo ich sonst einige sehr auffallende Paradoxen finde, wird man mir erlauben sie nur kurz zu prüfen.

Dem ersten Ansehn nach schickt Schäftsbury die Pylades und Oreste, die Hercules und Philoctete, die Jonatan und Davids, alle ins Reich der Grillen und Phantasien: Er will aber in der That nur sagen, daß diese Freundschaftsverbindungen, diese nur auf Einzelne eingeschränkte Liebe, ohne Liebe zu dem ganzen Menschensystem, weder sicher sey, noch das Vergnügen gebe, das die allgemeine Liebe giebt.

Mir scheint Schäftsbury in der That seinem System zu gefallen, hier dem Menschensinn sehr zu widersprechen. Vielleicht hätte er ihn weniger beleidigt, wenn er nur gesagt hätte, daß diese Verbindung mit Einzelnen, dem Ganzen nicht entgegen laufen müsse. Allein auch dann würde es ihm schwer gewesen seyn, den Gränzpunkt anzugeben, wo Freunde einander verlassen sollen. Und würde er sich vollends auf Patriotißmus ausgebreitet und sich

gefragt haben: wie weit ein Bürger seinem Vaterland getreu bleiben soll, wann das grössere Wohl des Menschensystems ein anders fordert; so würde er sich mit seinen Grundsätzen eben so verwickelt haben, wie ein jeder kleiner Mann sich verwickelt, der sich in einen allzu grossen Mantel kleiden will. — Das scheint mir überhaupt das Bild zu seyn, von einem Menschen, der Menschensitten, nach Göttergrundsätzen beurtheilen will! — Mich dünkt, sobald man zugeben muß, daß es schöne Seelen giebt, daß die Schönheit der Seele eben so gut Grade hat, als wie die Schönheit der Formen; und daß der tugendhafte Mensch eben darum tugendhaft ist, weil er fühlbar für die Schönheit der Seelen ist; (lauter Sätze die Schäftsbury annimmt und ich) — wenn das alles, sage ich, so ist; so dünkt mich, hat man Unrecht, wenn man Sympathien und Freundschaft gegen Einzele, zu dem Reich der Grillen verweißt; und sollte auch einer oft solcher Freundschaft zu gefallen, das Wohl seiner Existenz stören; sollte er nach Schäftsbury System, das Wohl des Ganzen stören; So würde er darum doch nicht weniger tugendhaft seyn, wenn die Seele, die er liebte, eine schöne Seele wäre, und er sie um ihrer Schönheit willen liebte!

Schäftsbury glaubt seine vorige Ausführung seines Satzes wäre zu scholastisch, und will ihn nun in freyerer Form verfolgen.

„Uebler Humor, sagt er, muß einem „Leben, das sich blos nach Einfällen „richtet, nothwendig folgen. Dieser „wird durch das, was Schäftsbury natür„lich oder menschenfreundlich nennt, ver„trieben, wie jeder, der mit Ernst darauf „arbeitet, empfinden muß. Religion „kann das nur wirken; wenn in ihr eben „diese Neigungen zum Grund liegen; „wo nicht, so schadet sie dem Humor noch „mehr.

„Aeusserlicher Wohlstand. Nichts macht „den Menschen empfindlicher gegen jeden „Anstoß, als ein so begünstigter äusser„licher Zustand. Man darf nur das „Glück der Höfe und der Tyrannen an„sehen.

„Eben so ists mit den Vergnügen des „Geistes. (Mind.) Der Geist oder sein „Werkzeug, der Verstand kann nicht feh„len, auf sich zu reflectiren; und was „kann ihm da Zufriedenheit geben, als „die menschenfreundlichen Neigungen?

„ Bewußtseyn einer begangenen Unge„ rechtigkeit heißt Gewissen. Will jemand „ die Ungerechtigkeit nach einem falschen „ Grundsatz von Ehre, von Religionseifer „ und dergl. abmessen; so wird ein fal„ sches Phantom das Leiden des Gewis„ sens nicht heilen; vielleicht endlich gar „ das Gewissen härten, und dadurch den „ Menschen aller Achtung vor sich selbst „ berauben. Nichts als die Beurtheilung „ des Rechts und Unrechts nach den „ Grundsätzen der natürlichen Neigungen, „ kan den Genuß des Gewissens geben; „ und die Seeligkeit des Gefühls innerer „ Schönheit!

„ Bewußseyn einer begangenen Thor„ heit, macht zwar den Menschen nicht „ innerlich häßlich scheinen, aber es giebt „ doch ein Gefühl von Unwürdigkeit, und „ wer sich dagegen abhärtet, wird end„ lich alle Empfindung von moralischem „ Werth verlieren “.

Also kann nichts der Seele und dem Gemüth ihr Wohlseyn geben, als stäte Anhängigkeit an das was Schäftsbury natürliche Neigungen nennt.

Mit welchen Umschweifen Schäftsbury zu seinen Beweisen gelangt; und wie freygebig er immer die Wahrheit seines Satzes voraussetzt, kan niemand entgehen! Alle seine Sätze sind aber so allgemein, daß man sie nicht läugnen kann, bis man sie auf einzelne Fälle anwendet. Allein da wird sich oft zeigen, daß bey dem Mangel eines bestimmten Standpunkts, wonach das so complizirte, so wenig zu übersehende Wohl des ganzen Menschensystems, geprüft werden soll, in den wenigsten Fällen eine bestimmte Entscheidung möglich sey.

Sein Hauptsatz, daß ohne Wohlwollen gegen das Menschengeschlecht, keine wahre dauerhafte Glückseeligkeit eines Menschen möglich sey; ist richtig; aber, ohne Wohlwollen gegen mich selbst, gegen Sonn und Mond, Baum und Staude, gegen die ganze mich umgebende Natur, gegen die Ordnung, und den Plan des Ganzen, ist es auch nicht möglich. — Und noch weniger ist es möglich ohne eigene Genüsse! — Nichts kann, dünkt mich, hier den Standpunkt für den Menschen, wonach er sein Wohl absehen soll, abgeben, als der Mensch selbst. Und wird der richtig gesehen, so umfaßt dieser Gesichtskreiß alles, was hier oder dort auf den Menschen Bezug haben kann.

Für mehr zu sorgen, als für sich und seine Verhältnisse, ist aber dem Mensch nicht gegeben; ist, dünkt mich, nur Gottes alleiniger Vorzug; der allein fremdes Wohl austheilt, ohne sich zum Zweck zu setzen; der allein das seeligste Wesen bleibt, wenn alles um ihn sich selbst elend macht!

Wohl weiß ich, daß dieser mein Grundsatz, den ich so weit mit dem Epikur anzunehmen nicht zweifle, in Rücksicht auf Gott und die Menschen sehr mißbraucht worden ist. Wer aber den Menschen im ganzen Umfang und in der ganzen Dauer seiner Existenz übersieht, wird ihn bey dieser nicht falsch anwenden; und wer von der Gottheit würdig denkt, wird sie deswegen weder menschlich zürnend, oder liebend denken, noch in der unfühlenden Ruhe sehen, in welche sie manche setzen wollten; noch kindisch glauben, daß sie uns der Ehre wegen auf die Welt gesetzt habe: Er wird sich die Gottheit denken wie eine Sonne, die Alle mit Wohlgefallen erwärmt und erleuchtet, wann der, den sie erleuchten will, sich nicht selbst in den Schatten setzt; und wird begreifen, daß diese Sonne ihrer Klarheit und ihrer Wärme geniessen könne, wenn auch alles

die Decke der Finsterniß über sich her ziehen wollte.

„Nun kommt Schäftsbury auf das „körperliche Vergnügen, und beweißt, „daß ohne Geselligkeit das Vergnügen „der Tafel abgeschmackt sey; und daß „die Sättigung der Wollust zwischen den „Geschlechtern für Mann und Weib ei„nen wahren Eckel mache, wenn die „Liebe des gegenseitigen Wollwollens, „sie nicht würzt.

„Ferner Unthätigkeit macht den Men„schen und das Vieh krank, so wohl am „Leib als an der Seele; die Neigun„gen zum Ganzen sind die wesentlichen „Beschäftigungen der Seele, wo diese „fehlt, muß der Körper verlieren und „geschwächt werden.

„Endlich wenn das Gleichgewicht den „Neigungen fehlt, oder vielmehr, wenn „diese nicht mit dem Zustande stimmen, „in welchem eine Creatur sich befindet, „so muß die Creatur elend seyn. Und „das ist also auch die Folge in dem „Menschen, welcher mitten in der Ge-

„ sellschaft lebt, und dennoch für diese
„ keine Neigung hat.

„ Das sehen wir — (ich muß diese Stelle übersetzen, sie ist, dünkt mich, mehr werth als der ganze Abschnitt.) „ Das sehen
„ wir in den Vornehmern selbst Für-
„ sten und Monarchen, die über an-
„ dere Menschen ihrem Stand nach
„ erhaben, eine Entfernung von die-
„ sen ihren Mitgeschöpfen affectiren.
„ Doch sind sie nicht so entfernt ge-
„ gen alle. Freylich die Bessern und
„ Weisern leiden sie selten um sich;
„ freylich schenken sie diesen selten ihr
„ Vertrauen, dennoch rufen sie we-
„ nigstens Menschen zu sich, mit wel-
„ chen sie, ob sie gleich oft die schlech-
„ testen und verächtlichsten der ganzen
„ Race sind, doch wenigstens eine er-
„ phantisirte Freundschaft schliessen,
„ und aus welchen sie sich ihre Günst-
„ linge wählen. — Diese pflegen dann
„ die Gegenstände des Wohlwollens
„ und der Menschenliebe für die Gros-
„ sen zu seyn; Für diese sind sie oft
„ bekümmert und besorgt; auf diese
„ setzen sie einiges Vertrauen; mit

„ diesen theilen sie gern ihre Macht „ und Gewalt; gegen sie sind sie „ offen, frey, großmüthig, zutrau- „ lich, gütig, bis zu einer Reinheit, „ die sich am Wohlthun allein er- „ gözt, die frey ist von allem Ei- „ gennutz, so frey, daß sie diesem „ oft das Wohl des Staats nach- „ setzen. Aber, bey denen, bey wel- „ chen weder die Liebe zum Men- „ schengeschlecht überhaupt; noch nur „ die Neigung zu einem oder eini- „ gen ein Gewicht hat; bey diesen „ erscheint die tyrannische Neigung „ immer in ihrer ganzen Grösse; und „ durch das ganze Leben, mit der „ Bitterkeit, Grausamkeit und Miß- „ trauen, die gewönlich dem einsa- „ men und finstern Gang einer ge- „ machten Grösse folgen, welche nie- „ mand liebt, und sich niemand mit- „ theilt.“

Man erzählt vom Cambyses, wo ich nicht irre, daß er ärgerlich über die Vertraulichkeit worinn sein Vater mit dem Crösus, und den edlen Persiern die ihm das assyrische und medi- sche Reich erobern halfen, zu leben pflegte;

über die Liebe, welche er zu seinen Weibern getragen, und über die Ehrfurcht, womit er die Magier, die Weisen seiner Nation, oft um Rath zu fragen pflegte, sich, als er die Regierung angetretten, den Grundsatz vestgesetzt habe, niemand zu lieben, niemand zu schätzen, niemand zu fragen. — In der That drückte er auch den Crösus und seine Freunde mit Spott und Härte, und oft mit Grausamkeit wo er konnte; bey seinen Weibern schlief er nur wo es die Wollust gebot, und nie sahen sie an ihm, den Blick der Liebe; seine Magier sahe er an als einen Zaun seiner gränzlosen Herrschsucht, und gieng Tag und Nacht damit um, sie ganz zu entfernen; Jeden ersten Stoß seiner Phantasie machte er zum Gesetz für ganze Nationen, jede üble Laune bestimmte das Schicksaal seiner Unterthanen! — Dadurch wurde er aber auch der erste persische Tyrann. Und ob er gleich, ut, wie Ammianus sagt, mos est Principibus, quorum diffusa potestas, localibus subinde medetur aerumnis hier und da meist bis zur Grausamkeit gerecht war; so kannte er doch überhaupt nirgend Gerechtigkeit, hatte kein Ohr für Menschenliebe, kein Aug für die Kunst und Wissenschaft der Egyptier; keinen Sinn für Weißheit, und kein Herz für Großmut! —

In neuern Zeiten findet man eine solche Ausartung der Grösse weniger; zumal in den Zeiten und in den Landen, wo noch die Unterthanen und das Heer Nerv hatten, die Grossen zu lehren, daß sie menschenfreundlich seyn müssen, und wo die Räthe der Grossen, und ihre Diener noch selbst so viel von den edlern Empfindungen der Menschheit hatten, daß sie weder ihren Kopf noch ihre Hände den Winken des Despoten verkauften.

II. Abschnitt.

„Zu starke selbstige Neigungen machen, „zum Andern, auch unglücklich; dahin „zählt Schäftsbury Liebe zum Leben; „Rachgierde, Lust zum Essen und Trin„ken, und Wollust; Begierde nach Reich„tum, Ehrsucht, Trägheit.

„Zu langes Leben, ist Leyden; zu ängst„lich erhaltenes Leben, wird oft dadurch „verlohren; die Furcht es zu verlieren, „macht das Leben elend; Zorn und Ra„che sind oft nöthig uns gegen andere „zu bewahren und andre zu schröcken; „an sich sind sie aber peinlich.

„ Die Wollust und sinnliche Vergnügen „ sind erschöpflich, machen in dem Ueber- „ maaß Leiden u. s. w.

„ Geiz und Habsucht genießt nie ruhig „ des Zwecks auf welchem sie zu arbeiten „ scheinen u. s. w.

„ Ehrsucht macht ångstlich; Trågheit „ lößt Leib und Seele auf; alle selbstige „ Neigungen in dem Uebermaasse, neh- „ men uns die Freymüthigkeit, Offenheit „ u. s. w.

Man sieht daß, da all dieses Råsonement blos vom Uebermaaß spricht, das ganze Capitel nichts als Declamation seyn kann.

III. Abschnitt.

Unnatürliche Neigungen.

„ Die Unmenschlichkeit, wenn man gerne „ Menschen martern sieht; Schadenfroher „ Muthwillen; Uebelwollen gegen andere „ Menschen; Neid, Misanthropie, Inhos- „ pitalitåt; auch rechnet Schåftsbury „ hierher, die aus dem Aberglauben entste- „ henden Leidenschaften; ferner, die wider-

liches, so wenig einleuchtendes Prinzipium der Tugend anzunehmen, da doch das die erste Eigenschaft der Moral seyn muß, daß sie einfältig faßlich sey, und jedem Menschen so nahe liege, daß, sobald er über seine Pflichten denkt, er den Grund einer jeden in sich finde!

Warum hat er endlich den grossen Zweifel ununtersucht gelassen, wie die Unordnung, die jeder, der gegen Schäftsburys Grundsatz handelt, in das Menschensystem einführt, Ordnung im ganzen Universum seyn könne? Ist sie Ordnung; so muß folgen, daß, wenn jedes Individuum in dem Menschensystem, diese Unordnung vermiede, und dem Schäftsburischen Grundsatz treu bleibe, Unordnung in dem Universum eingeführt würde; folglich würde die Abweichung von diesem Grundsatz bey einigen nothwendig seyn; Und ist sie Unordnung; wie ist dann in dem partikularen Menschensystem eine Ordnung anzunehmen, ein Grundsatz vestzulegen? — Alle die unzusammenhängenden Folgen dieses Systems, fallen in die Augen.

Und je mehr ich diesen nachdenke, desto mehr werde ich überzeugt, daß der Mensch, in dem was seiner Selbstthätigkeit überlassen ist, selbst, und zwar jeder einzele Mensch, Zweck der Macht sey, die alles gemacht hat; daß aber das, in

welchem wir nicht selbstthätig handeln, nicht unabhängig sind, Zweck des Universums sey.

Wer also Leiden hat, die er nicht abwenden konnte, und Freude die er sich nicht gegeben hat, der ist in so weit Werkzeug zum Ganzen; und dessen Tugend ist: den Creiß in welchem er selbstthätig wirkt, so zu bebauen, daß er dem Gang des Ganzen nicht kontrastire, und ihn so voll unabhängiger Seeligkeiten zu machen, als er vermag! Die höchste unter diesen ist reine Liebe für gute Menschen, und gefühltes, nicht phantasirtes Leben mit Gott und bessern Geistern!

Und das mein Born, ist die ächte Religion die man, ohne grausam gegen das Menschensystem zu seyn, uns nicht stören kann! — Leben Sie wohl!

Ende des vierten Theils.

Inhalt

des vierten Theils.

Die Wudbianer. Seite 3
Fragment über die Aufklärung. 84
Vorlesung über die Göttin Aidos. 148
Wahrheit und Glaube. 172
Ueber Schäftsbury von der Tugend. 177

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlosser, Johann Georg,

Johann Georg Schlossers Kleine Schriften

Bd.: Vierter Theil

1785

Coburg, Landesbibliothek -- B II 11/55
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11916477-7